Das Leben Goethes

Julius Bab

Kw 19.80





DAS LEBEN GOETHES


DICHTUNG UND DICHTER

JULIUS BAB

DAS LEBEN GOETHES

EINE BOTSCHAFT

STUTTGART 1922
VERLEGT BEI WILHELM MEYER-ILSCHEN

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart

WIDMUNG AN EMIL LUDWIG

Dreimal, lieber Freund, bin ich im letzten Halbjahr von
Berlin nach Stuttgart gefahren. Auf dieſer Strecke
gibt es keine Nachtzüge, ſo muß auch der verhetzteſte
Berliner einen ganzen langen Tag an dieſe Vierzehnſtunden-
fahrt ſetzen – und das gedeiht ihm zu einer wahren Er-
holungsreiſe, ja ihm erſcheint dieſer geſegnete D-Zug ohne
Telephon, Hausglocke und Poſtboten faſt wie eine Kloſter-
zelle der Beſchaulichkeit. So konnte es geſchehen, daß die
erſte dieſer Fahrten mir zu einem der ſchönſten Tage meines
Lebens wurde. Ich hielt die Bogen Ihres Goethebuches
auf den Knien, und ich ſah, glaube ich, nur einmal auf,
als ich in Weimar aus dem Zug ſprang, Ihnen einen tele-
graphiſchen Gruß zu ſenden. Ich ging »auf« in dieſer
Lektüre – und das will jenen höchſten Zuſtand beſagen,
den die Liebenden und die Schaffenden kennen: Ich
war ganz »außer« mir und daher in einem tieferen und
beſſeren Sinne »bei« mir als je. Die Erſcheinung geſchicht-
lichen Lebens, die mir ſeit langen Jahren und mehr und
mehr die wichtigſte, die recht eigentlich maßgebende ge-
worden war, hier fand ich ſie zum erſtenmal nicht kritiſiert
oder verherrlicht, nicht zergliedert und beſprochen, ſondern
ſprechend dargeſtellt, mit der überperſönlichen Hingabe des
Künſtlers geſtaltet. Aus vielen tauſend wohltätiger »Gänſe-
füßchen« wob ſich dieſes größte Leben wie von ſelbſt –
wie ja das weiſeſte Kunſtwerk, wenn es vollkommen glückt,
ungeplant und wie von ſelbſt gewachſen ſcheint. Hunderte
von den Anekdoten, Briefſtellen, Zitaten, die Sie brachten,
waren mir bekannt, Hunderte waren mir neu – aber alle

zuſammen erſchufen jenen einzigen, glücklichſten Eindruck, in dem uns immer Bewußtes völlig neu, nie zuvor Erſchautes altvertraut erſcheint. Denn in ſolch hohem Augenblick ſind wir im Mittelpunkt der Dinge, wo Zeit und Raum ihre Macht über uns verlieren und alles uns gleich fern und nah iſt.

So aber, geweckt, geſtärkt, geſpornt trat mir mit neuer Verlockung ein Plan vor die Seele, den ich in ſcheuer Entfernung ſchon lange vorher umkreiſt hatte. Es ſchien mir an unſerer Zeit zu ſein, das Leben Goethes anzuſprechen als eine Botſchaft — das Leben, nicht dieſes oder jenes Werk und auch nicht die Summe ſeiner Werke. Nicht ſein Dichten, ſein Urteilen und Meinen — ſein Leben! Gewiß ſtrömt ſolche Botſchaft als Sinn und Gewinn zuletzt auch aus der Darſtellung Ihrer drei mächtigen Bände. Aber in dieſer Welt, die ja überhaupt ſich nur in der raſtloſen Neudurchformung ihrer paar weſentlichen Inhalte bildet, ſchien es mir doch etwas Anderes und Wichtiges zu ſein, den gleichen, unveränderten Inhalt ſo zu bieten, daß dies Leben, für die Überſicht eines großen Blickes zuſammengedrängt, zuerſt ſich darbot als Träger, Beiſpiel, Wort jener Botſchaft, die es uns gebracht hat, und deren letztes Geheimnis freilich nie vom Begriff zu formulieren, ſondern eben nur im Leben Goethes anzuſchauen iſt.

Die Schale dieſes Kerns war der Entſchluß, ein kleines, ſehr gedrängtes Buch neben Ihre drei großentwickelten Bände zu ſtellen. Nicht um etwas anderes, ſondern um es anders zu ſagen als Sie. Als ich zum zweitenmal, im Winter, nach Stuttgart fuhr, um im dortigen Landestheater zur Sonntagsfeier zu ſprechen, da wagte ich es und gab einem Verleger mein Wort für das Manuſkript dieſes Buches. Und als ich dann vier Monate ſpäter, zwiſchen blühenden Bäumen, zum drittenmal den gleichen Weg machte, da brachte ich dies Buch hin.

Daß ich Ihnen, mein Lieber, dies Buch zueigne, geſchieht, weil ich Ihnen die Erſchütterung danke, aus der mir der Mut zu dieſem kühnen Unternehmen kam. Es geſchieht,

weil ich Ihrem Buch einen erheblichen Teil der Belege danke, die selber aus allen Quellen vollständig einzusammeln, mir nicht so bald Muße gegönnt gewesen wäre. Es geschieht aber auch, um dankend von jener seltsamen Beziehung zu zeugen, die uns seit Jahren verbindet — und trennt. Eint durch den unendlichen Reiz des größten Gegensatzes. — Vielleicht sind nie zwei verschiedenere Menschen zum gleichen Ziel gegangen, wie Sie und ich. Und es beglückte uns eben deshalb an unserer gründlichen Verschiedenheit, von Zeit zu Zeit die Spannweite des Lebens, das wir meinen, zu ermessen. Von unserer Verschiedenheit wird die gegensätzliche Art unserer beiden Goethebücher ja deutlich genug sprechen; daß wir aber auf so getrennten Wegen zu gleichem Ziele gehen, das zeigt wohl genugsam die Bedeutung an, die wir beide der Botschaft des Goetheschen Lebens zumessen.

Was für uns den letzten Inhalt dieser Botschaft ausmacht, das scheint mir am klarsten ein Wort des Dichters auszudrücken, der uns vor zwei Jahrzehnten zusammenführte und dessen immer gedacht werden muß, wenn wir von dem sprechen, was uns verbindet. Auch der Name seiner fortwirkenden Kraft bezeichnet heute einen Toten: Richard Dehmel. — In einem Buche über Goethe sollen keine anderen Verse als Goethesche stehen. Aber hier in diesem Vorwort von mir zu Ihnen wird es doch erlaubt sein, mit Dehmelschem Wort zu sagen, warum uns die Botschaft von Goethes Leben eine göttliche scheint. Dies ist eigentlich der einfachste und tiefste Auszug der Goethischen Biographie:

»Gott ist ein Geist, der klar zu Ende tut,
Was er zu Anfang nicht gedacht hat —
Dann sieht er alles an, was Ihn gemacht hat,
Und siehe da: Es ist sehr gut!«

Berlin-Grunewald, 1. Mai 1921

JULIUS BAB

DAS LEBEN GOETHES

ZUM EINGANG

Die wachſende Wirkung Goethes, die wir alle ſpüren, die ſich nicht nur von Generation zu Generation, ſondern von Jahrzent zu Jahrzehnt in Deutſchland zeigt, und die nicht gehemmt, ſondern letzten Endes gefördert wird durch die (auch ſeit Generationen perio- diſch auftretenden) Wellen von Goethefeindſchaft — dieſe ſtets wachſende Wirkung Goethes, ſie iſt nicht unmittelbar und keineswegs ausſchließlich gegründet auf die Wirkung ſeiner Werke. Weder auf die Wirkung im einzelnen, noch auf eine Erſcheinung, die man ein- fach als die Summe dieſer Werke bezeichnen kann. So außerordentlich und ſtark die Eindrücke ſind, die immer wieder erweckt werden von ſeinen dichteriſchen Werken ſowohl, wo immer ſie neu ſich erſchließen, wie von ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, deren Werte noch längſt nicht ausgeſchöpft ſind, wie auch von ſeinen kritiſchen Schriften, von deren Bedeutung man viel- leicht noch am wenigſten weiß — ſo ſtark dies alles iſt, ſo haftet doch keinem Einzelnen und keiner Sum- mierung dieſer Werke das Gefühl des Unermeßlichen an, das ganz erſchütternde Gefühl, das ſich für uns mit dem Namen »Goethe« verbindet. — Es iſt Goethes ganzes Weſen, das mit der Summe ſeiner hinterlaſſenen Werke noch längſt nicht erſchöpft iſt, es iſt ſeine Ge-

famterfcheinung, die uns in immer fteigendem Maße wichtig wird. Wichtig durch die Hoffnung, einen Zwiefpalt zu überwinden, wichtig als die Andeutung einer möglichen Einheit. Wir hoffen, wir ahnen im Namen Goethe eine Einheit, jenfeits von jener Zerriffenheit, an der das Leben der europäifchen Völker feit Jahrhunderten leidet, einer Zerriffenheit, die in unferen Tagen fich bis zur Unerträglichkeit zu fteigern fcheint. Diefe Ahnung, die fich immer fiärker an der Geftalt Goethes entzündet, fie ift die eigentlich höchfte Wirkung, die von ihm ausgeht. — Wir haben feit Jahrhunderten eine Religion, aus der mehr und mehr das wirkliche Leben entweicht, haben ein Leben, das mehr und mehr der zufammenhaltenden, fteigernden Kräfte entbehrt, die man einmal »religiöfe« nannte. An die Geftalt Goethes aber knüpft fich das Gefühl, als wenn hier ein Vorbild aufgerichtet, ein Beifpiel gegeben, ein Mythos gefunden fei, Kunde einer Möglichkeit zu leben, die auf eine neue, unmittelbare, keiner alten Dogmatik verpflichtete Art den wirkenden Tag wieder mit religiöfer Kraft erfüllt.

Wie aber ift Bericht zu geben von diefem Mythos? Wie ift er uns vorftellbar zu machen? Er erwächft uns, wie gefagt, nicht aus der Summe der fogenannten Werke Goethes, für feine Entftehung find in vollkommen gleichem, ja vielleicht in noch höherem Grade wichtig die vielen Briefe Goethes, die wir befitzen, die zahllofen Aufzeichnungen feiner Gefpräche mit den verfchiedenften Menfchen, und die unerfchöpfliche Menge von Kundgebungen feiner Zeitgenoffen über Eindruck und Wirkung feiner Perfönlichkeit. All dies aber, zufammengeordnet mit allen

verbürgten Daten seines äußeren Lebenslaufes — und diese, von ihm selbst schon vielfach aufgezeichneten Daten, sind zahlreicher und sicherer als bei irgendeinem Menschen sonst! — all dies ist das Material, aus dem sich jenes große Grundgefühl nährt.

Wie fassen wir nun dies Material richtig an? Wir kommen dem Wesen dessen, was wir als die eigentliche Lebenskraft der Goetheschen Erscheinung spüren, nicht dadurch näher, daß wir Einzelnes herausreißen aus diesem oder jenem Werk, daß wir Zitate gruppieren, Begriffe aufstellen, an Hand deren man das Wunder Goetheschen Wesens zu konstruieren versucht. Denn wir arbeiten bei solchem Bemühen ja doch immer nur in der Sprache unserer eigenen Begriffe: wir arbeiten mit Gegensätzen. Und das Wunder der Goetheschen Erscheinung besteht darin, daß sie diese Gegensätze überwindet, daß sie uns eine Einheit darbietet, in der diese Gegensätze nicht mehr gültig sind.

Es ist mit vollkommen richtigen und schwerwiegenden Zitaten möglich, aus dem Goetheschen Wesen das Entgegengesetzteste herauszufinden: Goethe hat an den Zielpunkt seines größten Gedichts gesetzt die Lehre vom »immer strebenden Bemühen«, die Lehre, daß nur die rastlose Tätigkeit des zielsetzenden Willens dem Menschen Wesen, Gehalt und Wert gäbe, aber er hat mit ebensoviel Nachdruck ausgesprochen, daß »jede Produktivität höchster Art« doch nur ein »Geschenk von oben«, jedes Schaffen »Wirkung einer höheren Weltregierung« sei. — Goethe hat von allen Begriffen keinen so erhöht wie den der »Bildung«, sein ganzes Leben scheint einer höchstmög-

lichen Bildung gewidmet, aber er läßt an entscheidender Stelle seines großen Lebensromans den Sprecher urteilen: »Possen eure allgemeine Bildung!« Da verwirft er sie ganz, diese Strebsamkeit zur allseitigen Vervollkommnung, und erklärt als einzigen Weg zur Erziehung des tüchtigen Menschen Spezialausbildung, das Sichbeschränken auf ein geeignetes Handwerk des Körpers oder des Geistes. — Goethes Entwicklung ist für unser Auge in Katastrophen vor sich gegangen, in Ansprüngen und Ausbrüchen, die so klar zu erkennen sind, wie bei kaum einer anderen Persönlichkeit der Geschichte. Und doch hat er mit Recht von sich gesagt: »Mit mir geht es so einförmig und sachte, daß man wie an einem Stundenzeiger nicht sieht, daß ich mich bewege, und daß Einer Zeit braucht, um zu sehen, daß ich mich bewegt habe.« — Man ist nicht müde geworden, von Goethes »Egoismus« zu sprechen, und es gibt einen tieferen Sinn, in dem dieses Wort ihn trifft, in dem man sagen darf, sein Leben sei egozentrisch aufgebaut. Und doch hat man mit höchster Wahrheit das Wesen Goethes dareingesetzt, daß er »der Mann ohne Selbstsucht« gewesen sei, der Mensch, der sich in privatem Sinne überhaupt nie wichtig gewesen ist: ein Mensch »ohne Prätentionen« zu sein, das wäre Goethes eigentliche Genialität gewesen. — Goethe hat Jahre seines Lebens mit einer schneidend streitbaren Energie gegen das Christentum gesprochen. Und am Ende seines Lebens hat er zu einem Vertrauten geäußert: »Ich bin der Einzige, der noch ein Christ ist, wie Christus ihn haben wollte.« Und auch darin hat ein tiefer Sinn gelegen — freilich ein ganz anderer, als der einer »Bekehrung«.

So iſt Goethe, deſſen ganze Natur und Welterkenntnis geſchloſſen liegt in dem Satze, daß »Natur weder Kern noch Schale« habe, daß Form und Inhalt nicht zu ſcheiden ſeien — Goethe iſt in keiner Sphäre mit dem Gegenſatzſpiel der Begriffe zu faſſen und feſtzuhalten. Denn das, was an ihm als eine religiöſe, d. h. verbindende, widerſpruchslos wahre, gewiß »ſeelig« machende Kraft wirkt, das erhebt ſich eben gerade immer über den Begriff. Jeder Begriff, den man auf Goethe anwendet, iſt immer nur halb wahr, denn beinahe jeder Begriff wird auf ihn anwendbar ſein, weil ſein Reich groß genug war, um alles Begreifliche zu umfaſſen, aber kein noch ſo weiter Begriff unſerer Sprache wird ihm gerecht werden, weil dies Reich eben unbegreiflich groß iſt.

»Goethes Weſen« — hat einer der feinſten, modernen Schriftſteller über ihn geſagt — »verbietet uns, von Widerſprüchen zu reden, nur wir bedürfen der Widerſprüche, um es zu bezeichnen.« Wir kommen aber mit dem widerſpruchsvollen Weſen unſerer Begriffsſprache nicht zu einer echten Darſtellung ſeines Weſens. Wir können nur von ſeinem innerſten Daſein etwas erfaſſen, wenn wir verſuchen, Goethes Leben anzuſchauen in ſeiner Ganzheit. Goethes Leben iſt die höchſte Ganzheit — iſt ſeine eigentliche Hinterlaſſenſchaft, für dieſe Ganzheit iſt alles andere nur einzelnes Dokument: die überlieferten Daten ſeines äußeren Lebenslaufes, ſeine Dramen, Romane und Gedichte, ſeine Farbenlehre, ſeine Botanik und Oſteologie, ſeine Briefe und ſeine Äußerungen an Freunde und alles, was ſeine Freunde über ihn berichten — alles das iſt Material, eines neben dem andern. Wir

müſſen ſein Leben anzuſchauen verſuchen, müſſen verſuchen, ein Gefühl von der Ganzheit ſeiner gelebten Exiſtenz zu finden.

Es gilt alſo, Goethes Leben darzuſtellen. Aber wie ſoll das geſchehen? Es ſoll zunächſt einmal nicht geſchehen durch irgendeine kritiſche Stiliſierung, nicht dadurch, daß man die Idee Goethe zu einem Reck macht, an dem man nun die Kniewellen einer großartigen »Auffaſſung« vollführt, nicht dadurch, daß man ſeine mehr oder weniger maßgeblichen Vorſtellungen vom Walten des wahren Geiſtes an Goethe exemplifiziert. Auch nicht dadurch, daß man verſucht, ſeine Ideen vom Heroiſchen in Goethe hineinzutragen, denn gerade damit wird man alles zerſtören, was an ihm ſo einzig fruchtbar iſt. In keinem Sinne iſt Goethe ein »Heros«, ein großartig Gewaltſamer, ein irgendwie Radikaler, ein fanatiſch Einſeitiger geweſen. Aber auch ein Bild präſtabilierter Harmonie, ewig klarer Vollkommenheit aus ſeinem Leben zu machen, wäre falſch — und ſchlimmer: wertlos.

Wenn man in die Betrachtung Goethes eintritt, gibt es keine tiefere Warnung, als die er ſelbſt uns hinterlaſſen hat mit ſeinen Worten:

> »Denn da Gott Menſch geworden, damit wir armſeligen Kreaturen ihn möchten faſſen und begreifen, ſo muß man ſich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zum Gotte zu machen.«

Das iſt eine Warnung, die überall gilt, wo immer uns Göttliches in einem Menſchweſen oder in einem Stück Natur entgegentritt. In dem Augenblick, wo wir verſuchen, dies Göttliche ſeiner unablösbaren

naturalen Bestandteile zu entkleiden, seine tiefbegründete Wirklichkeit zu »verklären«, seine wunderbare Weltverwobenheit in irgendeine phantastische »Reinheit« aufzulösen, in dem Moment berauben wir uns der schöpferischen Wirkung, die von ihm ausgeht. Und die Erscheinung Goethes erschüttert uns gerade deshalb, weil sie so unerhört wirklich ist, weil sie sich keiner der uns erfaßbaren Spuren des Menschlichen, Irdischen, widerspruchsvoll Kämpfenden entzogen — und sich doch mit höchstem Gehalt erfüllt hat. Man soll also nichts Erhabenes stilisieren, sondern versuchen, nachzuzeichnen, was wahr ist, soll Schritt für Schritt mit möglichster Treue der vorhandenen Überlieferung nachgehen und dann schauen, wie diese Bestandteile sich zueinander verhalten, und was für ein Wunder des Werdens und Daseins sich hier ausspricht. Das ist das Wesensproblem der Betrachtung.

Daneben stellt sich ein technisches Problem: Wie kann das geschehen? Es kann das bei der unübersehbaren Masse des Stoffes — von keinem Menschen der Weltgeschichte wissen wir so viel wie von Goethe — auf verschiedene Art geschehen: einmal kann es gelingen, die Fülle bezeichnender Einzelheiten so kunstreich aufzubauen, daß wir das Gefühl des Zuhörers wie durch ein lebendiges Schauspiel packen. Dieser Versuch ist nach den vielen »Biographien« der Literaturhistoriker, die Datensammlung, ästhetische Zensurierung und Heroenpathos durcheinanderstümperten, zum erstenmal gemacht worden in den drei großen Bänden, die unter dem Titel »Goethe, Geschichte eines Menschen« von Emil Ludwig herausgegeben wurden. Wenn diese Möglichkeit, so durch die Fülle und die

Schönheit der einander folgenden Zeugniſſe in Künſtlers Art zu wirken, die *einzige* Möglichkeit wäre, die Ganzheit des Goetheſchen Lebens fühlen zu laſſen, ſo könnte ich nicht dieſen Verſuch machen, in einem ſehr knappen Aufriß dem Enderlebnis jenes großen Werkes nahezukommen. Doch ſcheint mir noch eine andere Möglichkeit vorzuliegen: unter Verzicht auf die Menge der Details, unter Herausgreifen ganz weniger ſtellvertretender Einzelheiten kann man den *Rhythmus* jener Lebensbewegung ſehr ſinnfällig aufzeichnen. Es könnte ſo gelingen, durch Nachziehen nur der Grundlinien dies Leben fühlbar zu machen, eine Umrißzeichnung hinzuwerfen, die zwar der Farbe und der Fülle entbehrt, die aber dafür klarer und ſicherer zu überſehen ſein muß, als ein weit und bunt ausgeführtes Gemälde es bei aller Sorgfalt der Kompoſition ſein kann. Ich möchte alſo eine Zeichnung geben, die nur den Umriß gibt, die ſich aber nach Möglichkeit aller ſtiliſierenden, retuſchierenden Verſuche enthält. So will ich verſuchen, den Menſchen Goethe in ſeinem Leben hier erſcheinen zu laſſen.

DAS LEBEN GOETHES

KINDHEIT

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. Auguſt 1749 in Frankfurt a. M. geboren. Es iſt oft geſagt worden, wie gegenſätzliche Elemente in ihn gelegt worden ſind von den beiden Eltern her. Schon die väterlichen Ahnen waren Handwerker, Bäcker, Schneider, leidlich wohlgeſtellte Gaſtwirte, die mütterlichen aber ſtudierte Leute, Juriſten und Ratsherren. Im Vater Goethes ſcheinen im engen Sinne männliche Eigenſchaften aufs höchſte konzentriert: eine gegen ſich und die Welt harte, verſchloſſene, verbitterte Natur, ein ſcharf beobachtender, ordnender, innerlich ſtrebſamer Menſch von unterdrückter Leidenſchaft und von außerordentlichem Orientierungs- und Bildungstrieb. Und ihm gegenüber eine im innerſten Sinne weibliche Natur wie die Mutter, die eine ganz ſeltene Menge von phantaſtiſchem Spieltrieb, von unmittelbarer Lebensfreude und Seelenſpannkraft in ſich beherbergt. Und es hat außer dieſem Gegenſatz auf Goethes Bildung von vornherein gewirkt das zwieſpältige Weſen der Stadt und der Zeit, in der er aufwächſt: Denn dieſe Stadt, die die Hauptſtadt des Deutſchen Reiches jahrhundertelang in manchem Sinne geweſen war und eigentlich noch dafür gelten konnte, ſie war voller Spuren deutſchen Mittelalters. Sie hatte den

Saal der Kaiſerkrönung, und ſah zu Goethes Jugendzeit noch ſolch ein Feſt in ihren Mauern; ſie hatte die großen Kathedralen in ihrer Mitte und die dunkle Judenſtadt am Rande, und hegte noch hundert ſteinerne Zeugen ſolchen eigentlich ſchon vergangenen religiöſen Lebens, ſolch phantaſtiſch gefühlvoller Zeit. Demgegenüber wirkte auf den vom Bildungseifer des Vaters angetriebenen Knaben die ganze Kultur der Aufklärung, ihre durch keine Gefühlserſchütterung getrübte Herrſchaft des Verſtandes, ihre ungebunden ſkeptiſche Vielwiſſerei.

Was dieſes Doppelſpiel der Kräfte zunächſt bewirkt hat, und in welcher Art keimende Menſchlichkeit ſich im Knaben ankündete, darüber wiſſen wir nichts Sicheres; darüber haben wir nur Legenden, teils von Goethe ſelber im Alter gedichtet, teils aus noch unzuverläſſigerer Quelle ſtammend. Wirklich beweiskräftige Zeugniſſe fehlen, und ſo hat es nicht viel Zweck, ſich in Phantaſien über das Goetheſche Knabenleben zu verlieren. Daß ein Kind von ungewöhnlicher geiſtiger und wohl auch ſeeliſcher Aufnahmefähigkeit da war, iſt gewiß, in welcher Art aber die Verarbeitung des Stoffes ſchon damals anhob, wiſſen wir nicht.

VOR DEM ICH

In dem Augenblick aber, wo der Knabe als junger Mann in die Welt hinaus ging, wo er mit ſiebzehn Jahren nach Leipzig an die Univerſität entlaſſen wurde, an dieſe aufgeklärteſte, die modernſte Univerſität Deutſchlands! — die franzöſiſchſte! — denn die Aufklärung kommt vom Weſten — da iſt klar, welches Element bei ihm geſiegt hat, welches in ſeinem Bewußtſein, in ſeiner Lebensführung zunächſt entſcheidend iſt: Goethe iſt geradezu der Typus eines aufgeklärten Rokokojünglings in allem, was er beginnt und zeigt. Er iſt blaſiert, ironiſch, ſkeptiſch gegen alles und gegen jedermann. Er iſt modebefliſſen bis ins äußerſte; er tritt ſo auf, daß jemand von ihm ſchreibt: »Er iſt ... ein Stutzer und ... mehr lächerlich als angenehm.« Er ſteht zu den tieferen Fragen des Glaubens weder kalt noch warm. Er ſchreibt an ſeine ein Jahr jüngere Schweſter unglaublich hochnäſige, afterkluge Briefe in allen Versmaßen und allen Sprachen, um zu zeigen, daß ihm nichts auf der Welt Schwierigkeiten macht. Er treibt alles mögliche, und — er langweilt ſich dabei. Und das iſt das Entſcheidende! Wir haben hier in der erſten Zeit des Goetheſchen Lebens zugleich die einzige, in der er ſich »langweilt«, in der er »Zerſtreuung« ſucht, in der er — man kann es ruhig ſagen — ein

Philister ist. Es ist die innerliche Armut, die nicht weiß, wie sie ihre Zeit füllen soll, wenn er schreibt, er sei unschlüssig, ob er da oder dort hingehen solle: »Geschwind, ich will würfeln« . . .

Wenn Lessing nach Leipzig kommt, so setzt dieser alberne Bursche einen Ehrgeiz darein, ihm aus dem Weg zu gehen. Und er bringt es wirklich fertig, daß sein größter Zeitgenosse für immer an ihm vorbeigeht. Dieser Goethe macht auch Verse, und diese Verse, von denen ein erheblicher Teil leider in seine Werke übergegangen ist, sie sind einfach widerlich. Sie sind geistlos schlüpfriges Rokoko — kaltwitzige Spielerei mit den großen Kräften des Lebens. Wenn er einmal von seiner Liebespoesie dichtet:

»Du fragst mich, was das sei — Lieb oder Langeweile — ach, es sind alle zwei!«

so trifft er den Nagel auf den Kopf; es ist die Liebe aus Langeweile, es ist die erotische Sensation aus bloßem Zeitvertreib. So braucht, mißbraucht der Philister das Leben, wo es am stärksten ist, wo es am heiligsten sein sollte.

Hier und hier zum ersten und letzten Male in seiner Lebensgeschichte, tritt Goethe willkürlich, tritt er spielerisch, andachtslos an die Natur heran, um sie sich zurechtzumachen. Und wenn er später sagt:

»Ich habe die Natur niemals poetischer Zwecke wegen betrachtet«,

so denkt er freilich nicht an diese erste Zeit. Denn da betrachtet er die Natur »poetischer Zwecke« wegen, und da können sich Greuel ereignen wie diese gereimten Lebemannsregeln eines Achtzehnjährigen:

»Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

— — — — — — — — — — —

Empfinde, Jüngling, und dann wähle,
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.«

Es ist, um den richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen, unbedingt nötig, sich nicht zu verhehlen, daß diese Verse nicht nur ästhetisch wertlos, sondern auch menschlich minderwertig sind: Zeugnisse einer verantwortungslosen und echter Empfindung baren Gesinnung. Sie ist natürlich — sonst wäre der Fall ja hoffnungslos! — nicht die persönliche Gesinnung des Knaben Goethe, es ist der Zeitgeist, der das Leben und die Natur so als gesellschaftliches Spielzeug behandelt. Aber dieser Zeitgeist beherrscht ihn ganz — scheinbar. Denn wenn der Schreiber dieser Verse wirklich der ganze Goethe gewesen wäre, so hätte es eben niemals »Goethe« werden können. Es muß etwas in ihm gegeben haben, was in diesem Gesellschaftstreiben, in diesen Verschen und Briefchen nicht zum Ausdruck kam, und

es wäre ein ungeheures Mißgeschick, wenn sich davon keine Spuren erhalten hätten. Die haben sich aber erhalten, und in ihnen zeigt sich uns heute der Mensch Goethe — der Mensch, der eigentliche Goethe, der für die große Mehrzahl der Zeitgenossen erst einige Jahre später sichtbar wurde. Er ist schon in Leipzig da, aber was ihm fehlt, ist der Mut zu sich selbst. Er glaubt, der Mensch müsse so sein, wie der Zeitgeschmack es vorschreibt, und er bemüht sich, an modischer Eleganz wie an modischer Skepsis und Laszivität alle zu übertrumpfen. Dabei hat er in sich Leidenschaft, die ingrimmig Ernst macht mit dem Leben!

Er liebt damals ein Mädchen, und zwischen ihr und ihm gibt es eine endlose Kette von Mißverständnissen der Eifersucht. Über dieses Erlebnis schreibt er Briefe an einen Freund, den er auch schon recht besonders wählt: nicht aus der leichtsinnigen eleganten Jugend, — an den grimmig gescheiten Sonderling Behrisch, einen wesentlich älteren Mann, der als Hofmeister in Leipzig lebte, schreibt er Briefe, die so lauten:

> »Noch so eine Nacht wie diese, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle . . . Ha Behrisch! das ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen Deine Arme . . . Alles Vergnügen liegt in uns! Wir sind unsere eigenen Teufel. Wir vertreiben uns aus unserem Paradiese . . .«

Nun, das sind ja ganz andere Klänge, als in den Goetheschen Versen damals laut zu werden pflegten, da ist eine Ahnung von der inneren Wichtigkeit des äußeren Erlebens, ein Gefühl von dem Ernst, den die Natur beanspruchen kann, eine Kraft des Herzens,



1765

von der in seinen Versen auch nicht der geringste Widerhall laut geworden war. Diese Prosa pulst in einem persönlichen Rhythmus, der seinen glatten Gedichten ganz fremd ist. Hier ist Beben und Ringen. — Dieser Zustand aber, in dem ihn eine Leidenschaft durchwühlt, zu der er sich gar kein Recht bisher zugesprochen hat, und von deren Größe er sich gar keine Rechenschaft abzulegen wagt — dieser Zustand entladungsloser Spannung führt ihn in eine Krisis, die nun sofort körperliche Gestalt annimmt. Denn für Goethe hat die Natur eben »weder Kern noch Schale«, er hat beinahe nie eine Krise seines Lebens erlebt, ohne zugleich körperlich schwer erschüttert zu werden. Er ist dreimal sehr ernst krank gewesen, und diese Krankheiten waren jedesmal entscheidende Wendepunkte seiner Biographie. Er schreibt an Behrisch: »Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und danach ist's aus.«

Es hat aber wirklich nach diesem Briefe nur noch zwei Monate gedauert, bis er einen Blutsturz bekam. Krank, zerrissen, elend kehrte er nach Frankfurt zurück. — Dann hat er dort ein Jahr weiterer Leiden zugebracht. Und aus dieser Krankheit hervorgegangen ist er als ein befreiter Mensch, als ein Mensch, der offen geworden war für die Natur, der das Eingemauertsein durch eine ihm seelenfremde, aber bislang übermächtige Kultur nicht mehr tragen mochte. Er wacht auf aus seiner Krankheit und aus seiner blasierten Gebundenheit: er sitzt allein in seinem Dachstübchen, sitzt bei frommen Büchern und alchimistischen Experimenten und schreibt: »Wie ich in munterer Gesellschaft war, war ich verdrießlich. Jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig.«

ERWACHEN

Und in dieſer Verfaſſung kommt nun der Geneſende an eine andere, an eine ſüdweſtliche Univerſität, kommt nach Straßburg. Und da beginnt er nun ſofort mit jener programmatiſchen Deutlichkeit ſeine Tage zu ordnen, beginnt mit jener einzigen Syntheſe von dumpfer Getriebenheit und klarſter Bewußtheit, die fortan den Lauf dieſes Lebens kennzeichnet. Da beginnt ſein eigentliches Werden. Aus den erſten Straßburger Tagen ſtammt ein Brief, in dem es heißt:

> »Die Mittelſtraße zu treffen, wollen wir nicht verlangen, ſolange wir jung ſind. Die Sachen anzuſehen, ſo gut wir können ... und keinen Tag ohne etwas zu ſammeln vorbeigehen laſſen, dabei müſſen wir nichts ſein, ſondern alles werden wollen, und beſonders nicht öfter ſtilleſtehen, als die Notdurft eines müden Geiſts und Körpers es fordert.«

Das iſt im zwanzigſten Jahr geſchrieben und enthält eigentlich das ganze Lebensprogramm, wie es ſich bis zur Formung im zweiten Fauſt nicht mehr geändert hat: »Die Sachen anzuſehen ſo gut wir können — ſammeln — nichts ſein, alles werden wollen ...« Er hat ſein ganzes Leben überhaupt nichts mehr zu tun gehabt, als auszuführen, was hier richtunggebend in den erſten wachen Augenblicken dieſes Lebens ausgeſprochen wurde.

Und nun beginnt er ein geradezu phantastisches Training seiner Gesundheit. Er will »bereit sein« und sich deshalb zuerst seine schlechten Nerven abgewöhnen. Er geht im Marschschritt neben der Trommel her, um keinen Lärm mehr zu scheuen, klettert auf die höchste Münsterspitze, um sich schwindelfrei zu machen; geht in die Anatomie, wo die Leichen am grausligsten sind, um sich vor jedem Schauder in die Gewalt zu kriegen. Durch keine bloß körperliche Schwäche will er von irgendeiner Erlebnisform ausgeschlossen sein. — Und nun kommt das Schicksal ihm entgegen: es kommt der Mensch, der einzige Mann in Deutschland, der ihm das geben konnte, was er am notwendigsten brauchte: das Gefühl seines Rechts — des Rechts, zu sein, wie er war! Es kommt, der ihm die neue Weltform anbietet, die Form des Gefühls, der Leidenschaft; es kommt, der ihn vom Zwange des Rokoko erlöst und zu sich selbst bringt — es kommt zu ihm Herder.

Herder, Hamanns, des nordischen Magus Sendbote an die deutsche Jugend; Herder, der Lehrer des schöpferischen Gefühls, des verstandüberlegenen Genies, des aller Bildung überlegenen Volkstums — Herder weilt einer Augenoperation wegen in Straßburg, und Goethe trifft ihn auf einer Gasthaustreppe, sitzt einige Wochen bei ihm und saugt diese Seele in sich hinein. Und nun erwacht er zu sich selbst. Jetzt entdeckt er das Recht zu seiner Welt. Jetzt fühlt er, was er ist: »Daß du alles aus dir selbst erzielest!« — Er fühlt, was sein ist: alles, was »seine Wirksamkeit erfüllt«. Das ist der neue Boden, auf den er sich zu stellen vermag. Und des Prometheus göttertrotzendes Wort: »So bin ich ewig, denn ich bin,« wird letzter

Trumpf des neuen Gefühls, das ſich dem Anſpruch der abgezirkelten Vernunftwelt entgegenwirft. Mut ſo hohen Glaubens, das iſt es, was Herder ihm gibt. Und Herder führt ihn zu den großen Vorbildern der reinen Gefühlswelt: zu Homer und Shakeſpeare. Und Goethe ergriff die Hand dieſer Gewaltigen mit dem Gefühl der Verwandtſchaft, in ſeiner erſten brauſenden Shakeſpeare-Rede ſteht der Satz: »Von Verdienſten, die wir zu ſchätzen wiſſen, haben wir den Keim in uns.« — Und ſo offenbart Straßburgs wild erhabenes gotiſches Münſter, das er jetzt als »deutſche Baukunſt« preiſt, ſeinem verwandten Geiſte ſo deutlich den alten Bauplan, daß ſpäter die Dokumente ihn nur beſtätigen können. — All dies von Herder entfeſſelte Erlebnis gibt ihm das eine: die entſcheidende Bejahung ſeines Ich, das tiefſte Gefühl ſeines gerechtfertigten Daſeins. Und ergreift dieſen Mann, ringt um dieſe wunderlich verhaltene, oft böſe, in ihrer kritiſchen Genialität verſtockte reiche Seele mit einer Inbrunſt, wie er nie wieder in ſeinem Leben um einen Menſchen ringt. Er fühlt, was er ihm ſchuldig iſt!

Und zu gleicher Zeit wird ihm das andere, was er, um ins Werden zu kommen, um aus doppeltem Keimblatt Blüte zu treiben, mit gleicher Notwendigkeit braucht: die entſcheidende Erſchütterung ſeines Ich — die erſte große Lehre über die Gefahr, über die Verantwortlichkeit, über das unentwirrbare Problem, das mit dieſem Recht zu ſein in jeden Menſchen geſenkt iſt. Goethe erlebt nun eine neue große erotiſche Erſchütterung in ſeiner Liebe zu Friederike Brion, Pfarrerstochter von Seſenheim. Statt Stoff für lüſtern galante Reime iſt

Liebe nun ein Schlüssel zur ganzen Welt. Alle Pforten springen auf:

O Lieb, o Liebe,
so golden schön,
wie Morgenwolken
auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
das frische Feld
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge,
wie liebst du mich!

Das Brausen der ganzen Schöpfung dröhnt jetzt durch seine Verse. Das Eigenste wird »welt«bedeutend. Alle Konvention versinkt. — Friederike wird von ihm geliebt mit dem ganzen Bewußtsein seines freigewordenen, seines wachen Selbst — Und dieses Selbst ist es, welches auf der Höhe dieses Verhältnisses die Beziehung abbricht — und flieht.

Und damit bekommen wir zum erstenmal den großen Typus der Goetheschen Lebensgestaltung in die Hand, der sich nun immer wiederholt. Wenn die Mohammedaner ihre heilige Zeitrechnung führen nach der Flucht ihres Propheten, so können wir Goethes Leben uns nicht besser gegliedert denken als nach den Jahren seiner Flucht. An jedem Einschnitt dieses aufs heldenhafteste mit dem klarsten Zielwillen geführten Lebens — an jedem Einschnitt steht eine Flucht! Flucht vor irgendeinem Glück, vor einer Verstrickung, vor irgendeinem bindenden Stück Welt. Die erste große entscheidende Flucht war die aus Sesenheim, war die von Friederike.

Goethe hat uns selbst gesagt: »Ich verließ sie in einem Augenblicke, wo es sie fast das Leben kostete.«

Und ohne zu wiſſen, was alles ſich in dieſen Worten verbergen mag, müſſen wir ihre ungeheure Schwere wohl glauben. Er ging dennoch. Er mußte gehen. Und kein äußerer Grund, den man für dieſen Entſchluß nennen kann, kann mehr zu ſein beanſpruchen als Anzeichen jener innerſten Notwendigkeit, die hier zum erſtenmal tragiſch ſichtbar das Leben Goethes formt. Eros, der Unbeſiegte in allen Schlachten, iſt wohl auch der gewaltigſte Beweger dieſer Exiſtenz. Er iſt es, der immer wieder die tödliche, philiſtröſe, unreligiöſe Scheidewand von Leib und Seele einreißt, der die geheimnisvoll brauſende, allumfaſſende, allmächtige Einheit des Lebens ins Gefühl hebt. Aber auch dieſer höchſte Beweger darf nicht der Herr dieſes Lebens werden. Es dient einem größeren Herrn: einem erſt dumpfen, dann immer bewußteren *Willen zur größtmöglichen Fruchtbarkeit*, zur alles umfaſſenden Entfaltung. Zur Ganzheit des Lebens aber gehören, wie die furchtbar und fruchtbar chaotiſchen, allvereinenden Kräfte der Liebe die trennenden, ordnenden, bauenden des nüchternen Selbſtgefühls. Auch die Stunde dieſer Kräfte will immer wiederkommen. Und ſowenig wie jede Leidenſchaft ihrer innerſten ſchöpferiſchen Natur nach dauern darf, ſowenig darf ſie dauernd an den Menſchen feſſeln, deſſen Geſtalt, als zauberiſches Sinnbild der geliebten Welt, ſie einſt entfeſſelte. Die Fähigkeit zu völlig raſtloſer Fortbewegung offenbart ſich ſchnell als die unerläßlichſte, aus jeder neuen Verſtrickung neu zu erkämpfende Notwendigkeit der Goetheſchen Natur. Keine Einzelerſcheinung darf mehr werden als Gleichnis jener erhabenen Ganzheit, die es zu faſſen gilt. »Ich bin

nur durch die Welt gerannt.« Was mehr fordert, was mit ſeiner Einzelerſcheinung, was als Selbſtwert Goethe, den Menſchen, den Lebendigen zum Verweilen lockt, ihn an Werte ſchönen Augenblicks feſſeln will, das bedroht ihn mit Untreue gegen ſeine innerſte Sendung, das »bereitet ihn zur Hölle«. Es droht ihm Sorge, die er ſtets als ſeine größte eigentliche Feindin erkannt hat: »ſie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen, als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift«. Ihr aber entſchreitet er — »im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick«.

Das hohe Geſetz ſolchen Lebens, das nur im Gleichnis wirkt und webt — nicht mehr ein künſtleriſches, als ein religiöſes oder ſchlechthin geiſtiges Leben zu nennen —, dies Gesetz führt ſeinen Träger immer wieder zu ſchmerzhafter Berührung mit anderen Menſchen, deren Bewegungsgeſetz minder raſtlos, minder ſchnell oder jedenfalls in anderem Takt verläuft. Die erotiſche Notwendigkeit zieht dieſe Menſchen heran, die weiterſchreitende ſtößt ſie ab. Zog Liebe ſie in jene Nähe, die wahre Verwachſenheit bedeutet, ſo iſt Losreißen tödliche Verletzung des anderen, und ein tragiſches Schuldgefühl iſt für den nach ſchnellerem Geſetz Bewegten die Folge. Ein tragiſches — denn es geſchieht nichts, was auch hätte unterbleiben können. Die Moral, die dem Bequemen und Trägen der Seele mit Recht ſchilt, hat hier nichts zu ſagen. Aber ein Schuld-Gefühl. Denn Notwendigkeit und Recht zu ſolchem Weltdurchrennen hat niemals der kaltſpielende Abenteurer, ſondern nur der, dem jedes Stückchen dieſer Welt unendlich teuer und liebenswert

iſt, und der deshalb vollends mit einem ſo ſinnbildlich ſtarken, perſönlich nahen Stück der Welt, wie der geliebte Menſch es iſt, leben und leiden muß! Dies Gefühl der tragiſchen Schuld, die größte aller negativen Erſchütterungen, die dem Menſchen zukommen kann, es wird dem jungen Goethe als letzter Weckruf des Erwachens hier in Straßburg zuteil. Hier hat er offenbar einmal einen Menſchen in ſolche Nähe des eigenen Ichs gezogen, daß ihn wieder zu entfernen Lebensgefahr für jenen und tödliche Schuld für ihn ſelber bedeuten mußte. Einmal. Denn dieſe Erſchütterung haftet fortan ſo tief am innerſten Nerv der Goetheſchen Exiſtenz, daß er von der dauernden Furcht beherrſcht bleibt, ein ſolches Erlebnis könne ſich wiederholen. Bei jeder künftigen Begegnung iſt Goethe früher geflohen, und der Schmerz, den er trug, war der des Entſagenden, nicht der des Schuldigen. Mit dieſer einen Schuld aber rang er ſein ganzes langes, unendlich bewegendes Leben lang. Wenn er ſpäter einmal ſagt, er könne keine Tragödie ſchreiben und ſei überzeugt, ſchon der Verſuch dazu müßte ſeine ganze Exiſtenz zerſtören, ſo iſt offenbar, daß in ſolchem tiefſten Schauder der Menſch nur von Dingen ſprechen kann, die er einmal erfahren hat. Und tatſächlich vergißt Goethe, daß er eine Tragödie, ſeine Tragödie von Seſenheim geſchrieben hat: die Gretchen-Tragödie des »Fauſt« (mit ihren vielen ſchwächeren Variationen im Götz, im Clavigo und anderwärts). Und wenn nach zwei Menſchenaltern Fauſt ſein ganzes Leben durchgeſtürmt hat und nun von den Engeln in den Himmel emporgetragen wird, ſo werden nach mehr als einem halben Jahrhundert

die heiligen Büßerinnen noch immer ſingen von der »guten Seele, die ſich einmal nur vergeſſen«. Und eine der Büßerinnen, »ſonſt Gretchen genannt«, wird ihn empfangen und zur letzten, höchſten Sphäre emporheben — ſie, die ihm die größte, die unvergänglichſte Erſchütterung ſeines Seins gebracht hat — die furchtbarſte und fruchtbarſte, die tragiſche.

DER JÜNGLING

So ist Goethe in Straßburg der höchsten Kräfte, der tiefsten Gefahren eines zum eigenen Schicksal entschlossenen, dem eigenen Gesetz geweihten Ich bewußt geworden. Er ist erwacht. Sein Ich ist »fertig« in dem Sinne, daß es nun erst beginnen kann, der Grund ist jetzt gereinigt und befestigt, auf dem der Bau des Goetheschen Lebens aufgeführt werden soll. Nach Frankfurt zurück kehrt im endenden Jahre 1771 ein Jüngling, der begehrt von den Göttern »alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen ganz«. — Was tut Goethe in Frankfurt? Dem Namen nach ist er, der ja in Straßburg ein juristisches Examen fertiggemacht hat, ein Rechtsanwalt, aber er sagt selber: »Meine Praxis kann auch wohl in Nebenstunden bestritten werden«, und auch da bestreitet sie meistens der Vater und ein tüchtiger Bureauvorsteher. In Wahrheit war Goethes Leben damals durch keinerlei äußeren Beruf bestimmt. Es ging auf in der Pflege der eigenen Seele, die sich nun ungestüm entfalten wollte:

»Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär —
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad und alle Träume
In mein Herz zu sammeln miteinander —«

Es geht hin im Takte ſeines Sturmliedes: »Wen du nicht verläſſeſt, Genius.« Und der Genius gab ihm ein erſtes Gedicht, das mit Shakeſpeareſcher Freiheit der Gebärde und liebevollſtem Erfaſſen deutſch-mittelalterlicher Welt den großen, edlen Mann hinſtellt, den ein erbärmliches Jahrhundert von ſich ſtößt: »Götz von Berlichingen« erſcheint und wird in ſeiner trotzig ſchwärmenden Kraft zum mindeſten von der gleichgeſinnten Jugend geliebt und geehrt. Friedrich von Preußen freilich, der große Mann der deutſchen Aufklärung, urteilt: »Eine abſcheuliche Nachahmung dieſer widerlichen Stücke Shakeſpeares.« — Der junge Rechtsanwalt Goethe aber geht nach Wetzlar, er ſoll dort am Kammergericht ſeine juriſtiſche Bildung vervollkommnen. Er betritt das Gebäude kaum, er lauſcht ſeinem Genius, er lebt in ſich hinein. »Er haßt den Skeptizismus, ſtrebt nach Wahrheit... Er geht nicht in die Kirche, betet auch ſelten... Er glaubt ein künftiges Leben, einen beſſeren Zuſtand... er iſt ein ſehr merkwürdiger Menſch.« So ſchildert ihn der Legationsrat Keſtner, der Bräutigam der Charlotte Buff. Durch dieſes Mädchen erwacht der Sturm der Liebesleidenſchaft in der ſturmoffenen Seele des jungen Goethe von neuem. Und nach wenigen Wochen iſt es ſo weit, wie Lotte es ausdrückt: »Er fing an einzuſehen, daß er zu ſeiner Ruhe Gewalt gebrauchen müſſe.« Dieſe Gewalt heißt abermals Flucht, aber es iſt nun und zukünftig eher die Flucht vor einer Schuld, denn in einer Schuld. So flattert im Sommer 1772 ein letzter Wetzlarer Brief zu den beiden.

»Er iſt fort, Keſtner, wenn Sie dieſen Zettel kriegen... Ich war ſehr gefaßt, aber Eurer Geſpräch hat mich auseinander-

> gerissen... Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten... Das ist nun so und mein Schicksal... Adieu, tausendmal adieu. Goethe.«

Man halte diese Klänge im Ohr. Nach mehr als vier Jahrzehnten wird Goethe wieder jung sein, und sie werden just so wieder ertönen — so, bis zur Wahl des Wortes, bis zum Rhythmus des Satzes so. Dieser letzte Wetzlarer Brief ist der erste einer langen, leidenschaftlichen Reihe, die nun von Frankfurt zu den beiden geht. Und wenn anderthalb Jahre seit jenem herzzerreißenden Abschied vergangen sind, wenn die Nachricht vom Liebesselbstmord eines gemeinsamen Wetzlarer Bekannten Goethe getroffen, wenn schon eine neue eigene erotische Erschütterung — die kurze, heftige, brüsk abgerissene Leidenschaft zu der jungen Frau des alten Frankfurter Kaufmanns Brentano — durch Goethes Leben hingegangen ist... dann werden diese Briefe plötzlich zusammenschießen zu einem Werk, werden Form und Folge und Gestaltung hervorbringen. Und die »Leiden des jungen Werther« sind da. Und die Zeit schreit auf, im Innersten getroffen. Die grenzenlose, die tödliche Schwärmerei der Seele, die nichts kennen will als ihre eigene Sehnsucht, riß ein ganzes Geschlecht in wilde Verzückung. Dies Buch wurde verbreitet von Amerika bis nach Rußland, von Schottland bis nach China, und der Verfasser des Werther war plötzlich einer der berühmtesten, gefeiertsten Menschen der Zeit.

Und mit doppelter Kraft brauste nun Goethe dahin auf den hohen Wogen seines Ruhms, mehr Welt bot sich ihm an, und mehr riß er heran zur Nahrung seiner Unersättlichkeit. In ihm war mehr

als Werthers tödlich träumende Schwärmerei. Die wüſt-ſinnliche Derbheit von »Hanswurſts Hochzeit« iſt faſt gleichzeitig mit dieſem zarteſten der Bücher entſtanden, neben dem »Prometheus«, der aus dem eigenen Machtgefühl ſeines ewigen Seins ein Geſchlecht ſchafft, das ihm gleich ſei, entſteht der »Satyros«, der den Überſchwang kulturloſer Naturgenies grotesk verhöhnt. Die Zeit der großen dramatiſchen Entwürfe und Fragmente hebt an, und in der Kampfluſt dieſer ſtolzen Jugend ſteht Goethe einmal der dramatiſchen Form zu innerſt nahe. Und das *Theater*, dieſe wunderbar ſinnliche Verkürzung der Welt, dies üppigſte und doch durchſchaubarſte Gleichnis des Lebens, lockte ihn ſchon lange und wird ihm noch lange unendlicher Liebe und Arbeit wert bleiben. Vielleicht ſind jetzt ſchon die Anfänge von »Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung« entſtanden und ganz beſtimmt die älteſten Stücke des »Fauſt«. Die Sehnſucht nach einem Gefühl, das »ewig ſein muß, ewig«, ſchreit auf in erſten Monologen und gibt der Gretchen-Tragödie ihre furchtbar erſchütternde Form. Zugleich füllt die kriegeriſche Laune des ſtrahlenden Selbſtgefühls prachtvoll praſſelnde Verſe, Invektiven gegen Philiſter und Narren nach allen Seiten. Alles iſt noch in Gärung, nichts iſt fertig. Aufs ernſtlichſte zweifelt der berühmte Dichter noch, ob er nicht eigentlich zur bildenden Kunſt berufen und *ein Maler* ſei. Lange täuſcht ihn die leidenſchaftliche Stärke des Auges, des für ſeine Weltaufnahme bevorzugten Sinnes darüber, daß die bildende Kraft ſeines Geiſtes an ein minder ruhendes Material, an das immer bewegte, einer nie erreichten Erfüllung zuſtrebende Wort ge-

bunden ist. Ein triviales Skizzenblatt, auf dem die Schwester und ein paar Freundinnen mit normaler Geschicklichkeit abgezeichnet sind, enthält auf der Rückseite das prometheisch-donnernde Wortgebild:

Wer half mir gegen der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Mit dem ganzen sorgenvollen Eifer des Unbegnadeten schreibt er: »Heut schlägt mir das Herz, ich werde heute nachmittag zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen,« aber wie der Dichter damals schuf, das hat er uns berichtet:

Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller,
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereisten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die, trutz der Lästrer Kinderspotte,
In unsrem unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen,
Denn es ist Drang, und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Ludergaul,
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwelsch, wie mir der Geist es gibt.

Dieser Jüngling, in allen sicheren Stunden vom Sturm seines Genius hingetragen, herbrausend unter der Flagge, auf der das Wort Fausts geschrieben stand: »Gefühl ist alles!« — er war das Entzücken der Zeitgenossen. In leidenschaftlichen Freundschaften — persönlichen und brieflichen — umfängt Goethe die Besten dieser empfindsamen, dieser wild seligen Generation und zieht sie zu trautem »Du« an seine Brust.

> »Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsere Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anfassen, deren Weg miteinander geht?«

So der Dichter des »Götz« an Bürger, den Sänger der »Leonore«. Und leidenschaftliche Huldigung tönt ihm von allen Seiten zurück.

Der empfindsame Lavater ruft: »Du würdest ihn vergöttern. Er ist der furchtbarste und der liebenswürdigste Mensch.« Aber auch der härtere Klinger (dessen Drama »Sturm und Drang« der Epoche den Namen gegeben hat) ruft aus: »Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war.« Und den unwiderstehlichen Zauber Jung-Goetheschen Wesens hat ganz kurze Zeit später am hinreißendsten jener Wieland geschildert, dessen schwächlich-galanten, dem alten Rokoko verhafteten Begriff von »Göttern und Helden« Goethe eben noch in der üppigsten Polemik seiner Jugend verhöhnt hatte. So malt Wieland (1775) des jungen Goethe Bildnis:

> Auf einmal stand in unsrer Mitten
> Ein Zaubrer! — Aber, denke nicht,
> Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
> Auf einem Drachen angeritten!

Ein ſchöner Hexenmeiſter es war,
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geiſterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer iſt denn der?
Wir fühlten beim erſten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unſeren Sinnen,
Durch alle unſre Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gotteswelt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
    Das laß mir einen Zaubrer ſein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verſchwunden
Und wieder Augenblicke, ſo reich!
Am inneren Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßern Tränen zerſchmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

Dennoch war dieſer hingeriſſene und hinreißende Jüngling nicht glücklich. Und nicht etwa nur fehlte



1774

ihm jenes im behaglichen Augenblick verweilende Glück des Philisters, das ihm fehlen sollte, auch jene schmerzhaftere Zufriedenheit des in Kampf und Entbehrung bewegten Mannes, der sich doch im Dienst seines Geschicks auf dem rechten Wege zu seinem Werke weiß, auch diese geheimste Sicherheit blieb ihm nicht treu, fing in wachsendem Maße an, seinem Bewußtsein zu fehlen. Dies stolze Ich lauschte allzu wach, allzu unabgelenkt in sich hinein. Der Ton der Welt klang ihm immer fremder und feindlicher im Ohr, im Lärm der Freunde, Gefährten und Gesellschafter, tauchen Gefühle bitterer Einsamkeit und Verlassenheit auf. — Zu einer Freundin flattert der schmerzlichschöne Brief:

»Lottchen, wer kennt unsere Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Ringsumher und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh,
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.«

Die Welt, nur vom Gefühl gepackt, nur vom genießenden Künstler bewältigt, nur als Material, nicht als formgebende Kraft des Ich empfunden, sie fängt an, der weiterstrebenden Unrast dieses grenzenlos fühlenden, immer begrenzte Form wollenden Menschen nicht mehr zu genügen. Noch lockt und verwirrt sie immer wieder und setzt noch einmal ihre höchsten Kräfte ein, diesen jungen Goethe »mit Genuß zu betrügen«. Der berühmte Dichter kommt in ein reiches Frankfurter Bürgerhaus und sieht die Tochter des Hauses, Lilli Schönemann. Und es beginnt die größte, die heftigste und schmerzhafteste Liebesleidenschaft des Goetheschen Lebens. Die Sesenheimer Leidenschaft war tragischer in ihrer seelischen Konsequenz, die Marienbader furchtbarer in der gewitterhaften Verdichtung der endenden Kraft, aber die unauslöschliche und unvergeßliche sinnliche Qual dieser Liebe hat nirgends in Goethes Leben sonst ihresgleichen. Und weil wir unsere Liebe nach dem Maße des Leidens zu messen gewohnt sind, das sie uns brachte, hat Goethe gesagt, daß er von allen Frauen Lilli »am meisten geliebt« habe. Denn Lilli war in ihrer ganzen holdseligen Sinnlichkeit, ihrer unschuldigen Weltverstricktheit für Goethe das Fremdeste von allen, das ihm ganz Verwehrte, das ganz auf den Augenblick Gesetzte, wundervoll Umgrenzte. Und wenn jeder, der über sich selbst und die Stunde hinaus Zusammenhang gewinnen, die Schöpfung erfahren und neue Erfahrungen schaffen will, wenn jeder so Gestimmte, so Bestimmte ein Asket, ein Entsagender ist, so stand Goethe zu dieser Lilli ganz so, wie die alten Mönche zu der »Frau Welt«. Eben

deshalb hat ihn niemand und nichts wieder so tief verlockt, und keinem anderen hat er so qualvoll tief widerstrebt. Vom ersten Augenblick an. Denn in dieser Liebe Goethes — und nur in dieser — war von Anbeginn Kampf, Zweifel und Haß in jede Glücksstunde mit eingeschlossen. Eben deshalb aber wird in dieser Leidenschaft der tiefste Grund seiner Natur aufgewühlt, sein Selbstbewußtsein wächst gewaltig. Die zwei Seelen in seiner Brust sehen sich an und erkennen sich und wachsen in ihrer Erkenntnis:

»Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.«

Was sich später so formuliert, das wird schon jetzt bewußtes Erleben.

Nirgends ist der junge Goethe so vollkommen, so ganz und gar mit Leib und Seele ausgedrückt wie in den Briefen, die er zur Zeit dieser seiner sinnlichsten Leidenschaft an die nie gesehene Seelenfreundin, Auguste von Stolberg, schrieb:

»Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der, in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof

macht, ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt.
Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunſeidenen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahndet, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Geſtalten ſeiner Freunde und Gegenden und ſeines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach ſeiner Maße auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? Weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will. Das iſt der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben; deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.«

Dies iſt der Jüngling Goethe im letzten kritiſchen Stadium ſeiner ganz dem Selbſtgefühl geweihten Epoche. Dies iſt die höchſte Entfaltung im vollkommenſten Widerſpruch; hier drängt es zu einem Ausgleich. Die Welt als Verlockung und Genußmittel des Ich, bis zum äußerſten Schmerz durchempfunden, beginnt feindlich zu werden dem ſchöpferiſchen Genius. Sie muß ihm Feld der Bewährung und bildende Kraft werden, wenn er weiter wachſen ſoll.
Er kämpft ſich von Lilli los. Es kommen Monate der Qual, der Verſtricktheit in die Welt, Monate,

deren Goethe noch nach fünfzig Jahren nur mit Qual, Scham und Wut gedenken kann, die er dem »Hades« und »Vorhof der Hölle« vergleicht. Nur von Lilli hat er *zweimal* fliehen müſſen: er geht mit den Brüdern Stolberg in die Schweiz, er blickt nach Italien hinüber, das ihn ſeit langem mit einer Ahnung kampflos in ſich ruhender Schönheit lockt — er kehrt wieder um — er ſitzt (das einzigemal in ſeinem Leben ein offiziell verlobter Bräutigam) wieder im glänzenden Frankfurter Kreiſe Lillis feſt, er ſchreibt an den Freund Merck:

> »Ich bin wieder ſcheißig geſtrandet und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit, abzudrücken . . .«

Und die neue Gelegenheit kommt. Er geht davon, von einem jungen Fürſten, der den Dichter des »Götz« bewundert, eingeladen. Da der vereinbarte Reiſewagen nicht kommt, iſt er ſchon wieder auf dem Wege nach Süden, wird dann doch noch eingeholt — und fährt nach Nordoſten. Auf einen abenteuernden Verſuch entflieht er im November 1775 Frankfurt und Lilli für immer — nach Weimar.

FRÜHE MANNHEIT

Goethe ging nach Weimar, um Lilli und Frankfurt zu fliehen — ging, weil ihm der junge Herzog, der von seinem militärischen Begleiter, dem Herrn von Knebel, zu ihm geführt war, gut gefiel — ging, weil er in abenteuernder Laune ein neues Stück Welt versuchen wollte. Aber er blieb in Weimar fortan 57 Jahre. Weshalb? Was fesselte ihn, der immerhin ein Großstädter war, an dieses damals noch viel kleinere, in jedem Sinne sehr armselige Städtchen — in einer Landschaft, deren bescheidene Reize der Mainländer erst sehr langsam schätzen lernte? Der Glanz des Hofes? Ganz gewiß nicht. Er glänzte nicht sehr, zum mindesten nicht in Goethes Augen:

> »Nach Tische gefürstenkindert. Nachts Ball. War unfähig, die Natur zu fühlen — vier bis fünf Herzöge von Sachsen in einem Zimmer machen auch nicht die beste Konversation ... Außer dem Herzog ist niemand im Werden. Es sind alles Drechselpuppen, es fehlt nur noch der Ölanstrich.«

So heißt es bald in seinen Briefen. Das bißchen wildfröhliche Welttreiben als Ausklang der Frankfurter Tage, dem in den ersten Weimarer Monaten der herzogliche Name soviel Widerhall gab, daß in Deutschland die wildesten Gerüchte entstanden und der feierliche Literaturpriester Klopstock einen ermahnenden

Brief zu ſchicken nötig fand — das bißchen letzter Jugendwildheit war bald verrauſcht. Und ſonſt war wohl Wieland in Weimar, ein ſehr kluger und taktvoller Geſellſchafter, auch Knebel, wird dem Dichter ein guter Freund, und nach geraumer Zeit bringt Goethe auch ſeinen immer noch umworbenen Herder hierher. Doch das alles iſt mehr Folge als Grund ſeines Bleibens. Aber ſchon nach vier Monaten ſchreibt Goethe: »Den Hof hab' ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren. Und ſo immer fort.« »Und ſo immer fort —« da ſteht ein erſtes Mal am Schluſſe eines Goetheſchen Briefes jene Wendung, die fortan unter all ſeinen Briefſchlüſſen die häufigſte werden wird. Ein Gefühl der Kontinuität beginnt, einer großen zuſammenhängenden, nicht mehr zu unterbrechenden Arbeit: die Auseinanderſetzung mit der Welt! — Der Frankfurter Jüngling, der ganz und gar mit aller Zeit und aller Arbeit ſich ſelber, den Nahrung und Geſtaltung heiſchenden Gefühlen ſeiner Seele gelebt hatte, war an einem gefährlichen Ende. Er konnte nicht mehr zu der Welt Neigung tragen, die ſo oft ihn trog. Mit einem mächtigen Entſchluß wirft Goethe vor den Augen der verſtändnislos ſtaunenden Freunde zu neuer »Seefahrt« das Steuer herum. Ferne zeigt ſich ein Ziel:

> Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
> Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
> So glaubſt du dich ſchon Übermenſch genug,
> Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
> Wieviel biſt du von andern unterſchieden?
> Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Was ihn in Weimar hält, iſt neuer Weltbeſitz im prometheiſchen Sinne: »Was aber iſt denn mein? Der

Kreis, den meine Tätigkeit erfüllt.« Nicht als ein Feld neuer Erfahrung, als ein Feld neuer Betätigung hält ihn Weimar feſt. Der kluge Wieland, bisher der geiſtige Mittelpunkt dieſes kleinen Hofes, Wieland, der den berauſchenden Jüngling Goethe mit den oben zitierten Verſen begrüßt, er erkennt auch ſogleich: »Goethe tut nichts halb, wird als Miniſter ſo groß ſein, wie er als Autor war.« Und in der Tat, es geſchieht ſehr Erſtaunliches. Der dichtende Freund des jungen Herzogs, der berühmte Verfaſſer des Werther, er tritt ins Kabinett, er übernimmt bald das Kriegsdepartement, bald die Finanzen, er hat nach wenigen Jahren die ganze Regierungslaſt des Herzogtums auf ſich gehäuft und unterzieht ſich dieſer ungeheuren Arbeit mit Anſpannung all ſeiner Kräfte. Nicht mehr paſſiv, aufnehmend, genießend — ordnend, ſchaffend, geſtaltend ſoll nun die Welt erfahren werden.

Es iſt Keſtner, der ſchickſalvolle Freund der Werther-Zeit, an den er jetzt ſchreibt:

> »Ich habe ſo vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft. Früher waren es meine eigenen Gefühle.«

Und ein andermal:

> »Der Druck der Geſchäfte iſt ſehr ſchön in der Seele. Wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. Elender iſt nichts als der behagliche Menſch ohne Arbeit. Das Schönſte der Gaben wird ihm Ekel.«

Und dasſelbe ein drittes Mal an die Eltern zu Hauſe, die immer noch nicht verſtehen, was ihn eigentlich in Weimar hält:

> »Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war,

wo ich, mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſo viele Prüfungen ging.«

Die Regierungsgeſchäfte, in denen er — wie früher um die Seele Herders — jetzt gleich dem bibliſchen Jakob um eine gute Feuerlöſchordnung »ringt«, in denen er Bergwerke befährt und mit raſtloſer Sorge Finanzüberſchläge macht — ſie ſind nur die eine Seite ſeiner Arbeit. Die andere, ihre Vorausſetzung und ihr Ziel zugleich, iſt *die Bildung des Herzogs*, den Goethe liebt, wie er immer Menſchen geliebt hat: als ein ſchönes Stück Natur und als eine bedeutende Aufgabe ſeiner Seele. Er glaubt — der oben zitierte Satz ſpricht es aus — an Karl Auguſts Werden, und er ſetzt ihm als Herrſcher ein Ziel, das ſo ziemlich das gleiche iſt, das er ſelber jetzt als Menſch zu erreichen trachtet: »er ſoll lernen, von niemandem abzuhängen, weil er gelernt hat, von allen abzuhängen.« Goethe (zu jeder Zeit Kinderfreund, Jugendbildner, Erzieher von Paſſion) lernt wie viele geniale Menſchen am beſten im Lehren! — Volle Weltanerkennung ſoll zu einer Weltbeherrſchung, zu einer Freiheit führen, die leidenſchaftlichſte Selbſtbejahung und Weltflucht nie geben konnten.

Feſte Schranken, die man um ſich zieht, ſollen Sicherheit auch nach außen geben. Es beginnt ſehr bald in Weimar Goethes bürgerliche Verfeſtigung. Ein ordnendes Element lag in ſeiner Natur vom Vater her bereit, das nur auf Entfaltungsmöglichkeit wartete. Jetzt beginnt er *ein Haus* zu hüten und zu pflegen (es iſt lange nur das kleine Gartenhaus am Stern). Er bebaut ſeinen Garten und iſt ſtolz darauf. Er wirtſchaftet, rechnet und ſpart, und er notiert in ſein Tagebuch: »*Beſtimmtes Gefühl von Einſchränkung*

und dadurch der wahren Ausdehnung.« Ein grundlegender Satz all ſeines Lebens fortan. Er beſtellt in dieſen Jahren einmal drei Bücher von der Leipziger Meſſe zugleich: »Swedenborgs Himmliſche Philoſophie«, die »Kurſächſiſche Akziſeordnung« und »Reichards Gartenſchatz«.

Erſt unbewußt, dann bewußt iſt für Goethe leitend geweſen das Grundgefühl, dem er ſpäter Wort geliehen hat: »Ich habe all mein Wirken nur ſtellvertretend genommen, und es iſt mir immer ganz gleich geweſen, ob ich Schüſſeln machte oder Töpfe.« Etwas anderes ſteht im Grunde genommen weder im Erſten noch im Zweiten Fauſt als Variationen dieſes Satzes. Nur iſt, bei der höchſten Geltung, den dieſe Erkenntnis von der abſoluten Gleichwertigkeit jedes Handelns hat, doch in der begrenzten Welt nicht für jedes Individuum jede Art des Handelns gleich zugänglich und gleich fruchtbar. Auch Goethe mußte, als die Leidenſchaft ſeines Härte, Begrenzung, Entſelbſtung ſuchenden Ich ihn auf die Regierungsgeſchäfte des Herzogtums Weimar warf, in langen, ſchmerzlichen Jahren erfahren, daß er zu den Töpfen der Verwaltungstechnik denn doch nicht in gleichem Sinne berufen ſei wie zu den Schüſſeln der dichtenden Kunſt. Die noch unverebbte Leidenſchaft ſeiner viſionären Jugend und der großgerichtete Ordnungswille ſeiner Mannheit treffen ſich zu einzig großer, unvergleichlich erſchütternder Kraft im Entwurf der »Iphigenie«. Aber die Ausführung ſtockt: »Der König von Tauris ſoll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte,« ſchreibt der Miniſter und Dichter eines Tages. Aber noch lange weigert er ſich, das Unhaltbare dieſes Zuſtandes anzuerkennen. »Meine



1780

Schriftſtellerei ſubordiniert ſich dem Leben.« Die Notwendigkeit ſeiner überall aufs Ganze zielenden Natur verlangt auch hier in der Richtung auf völlige Selbſtüberwindung von dem leidenſchaftlichſten aller Jünglinge zunächſt ein Äußerſtes. — Bis in jede Regung des Alltags hinein ſoll planvolle Pflege der eigenen Kräfte an die Stelle ſinnlich freien Triebes treten. Im Tagebuch, mit dem ſein waches Bewußtſein jetzt dem Lauf des Lebens zu folgen beginnt, ſteht eines Tages: »Seit drei Tagen keinen Wein. Wenn ich den Wein abſchaffen könnte, wäre ich glücklich.« Eine Verkennung ſeiner eigenſten Natur, vielleicht nicht geringer als die »Subordination« des Dichters unter den Staatsmann! Eine äußerſte, gewalttätige Spannung beginnt ſich über ſein Leben zu legen. Den leidend gepreßten, faſt düſter-reifen Zug, den ſein Geſicht damals nach den Büſten Clauers zeigt, ihn gräbt in ſeine Züge jene Geſinnung, die in dem gefährlich großartigen Wort mündet: »Niemand, als wer ſich ganz verleugnet, iſt wert, zu herrſchen.« — Kein Zweifel: nach dem faſt tödlichen Rauſch der Frankfurter Selbſterfüllung war das Pendel dieſer Seele kaum minder gefährlich weit nach der entgegengeſetzten Seite geſchlagen.

Und es gab eine Hand, die es faſt unerträglich lange drüben am Pole der Entſelbſtung, der Entſinnlichung feſtzuhalten ſtrebte. So tief iſt Goethe der ſinnliche, der nur von ſichtbarer Geſtalt geleitete, der erotiſche Menſch, daß auch der Geiſt dieſer eigentlich auf Abbau des ſinnlichen Selbſt- und Weltgefühls geſtimmten Epoche für ihn in einer erotiſchen Erfahrung, im Erlebnis einer Frau letzte Wirkſamkeit gewinnen muß. Charlotte von Stein war freilich die unſinn-

lichſte, die leidenſchaftsloſeſte, vielleicht ſogar die naturloſeſte Frau, die Goethe je geliebt hat. Die Kühle ihres Temperaments bezeugen eigentlich alle Menſchen, die ihr je naheſtanden. Und die ſeeliſche Enge ihrer Natur beweiſt wohl die eine Tatſache ausreichend, daß ſie den »Egmont« ablehnte, weil für ſie Klärchen eine »Dirne« war. Vielleicht iſt nichts in Goethes Leben ſo ſchwer verſtändlich, wie daß dieſe Frau mehr als ein Jahrzehnt immer neue Gewalt über ſeine Seele gewonnen hat, daß ſie Empfängerin der ſchönſten Liebesbriefe der Welt wurde, und daß ſie für die Seele des Dichters Sinnbild einer erlöſenden menſchlichen Reinheit ward, die in der »Iphigenie« höchſten Ausdruck fand. Auch dies iſt nur zu verſtehen unter dem leidenſchaftlich arbeitenden Druck des Selbſtüberwindungswillens dieſer Epoche. Aber möglich wurde es nur, weil die im Naturgefühl ſo eng umgrenzte Charlotte dem jungen Frankfurter Genie als eine Meiſterin aller Kulturformen entgegentrat, weil von ihr »eine Stille und Beſtimmtheit in Leben und Handeln« ausging, die dem maßlos Schweifenden eben jetzt als Ideal erſchien. Und juſt weil das Verhältnis, das ſich zwiſchen ihm und der Frau des Oberſtallmeiſters von Stein nun anſpann, jahrelang auf qualvollſte Entſagung, auf ununterbrochene ſchmerzliche Überwindungen geſtellt war, wurde es im Geiſt dieſer Epoche fruchtbar. Schon das erſte und größte Gedicht, das Goethe der Frau von Stein zueignet, drückt — anders als j e d e s andere ſeiner Liebesgedichte! — eine g r u n d ſ ä t z l i c h hoffnungsloſe Getrenntheit aus — und zwar Getrenntheit durch den wachen Geiſt, der den »armen liebevollen Beiden« jede bewußtlos ſelige Vereinigung verwehrt. Aber

Überwindung, Haltung, »Mäßigung dem heißen Blute« bringen, das wurde dieser Zeit höchstes Ziel. Die Kunst der Griechen, die Goethe im Winkelmannschen Sinne der »edlen Einfalt und stillen Größe« sah, suchte jetzt seine Seele statt der nordisch altdeutschen Leidenschaft. So wurde freilich Charlotte die rechte Muse dieser frühen Manneszeit. — Der »Faust«, dies große Naturgewächs in Goethes Seele, treibt keine neuen Sprossen in dieser Zeit. Aber das humane Lehrgedicht »Die Geheimnisse« wird in allegorischem Stil begonnen und Charlotte von Stein zugeeignet, der große Erziehungsroman des »Wilhelm Meister« bildet sich aus, und der Grund wird gelegt zu einem Erziehungsdrama »Torquato Tasso«. Und hier hat sich des Dichters Leiden unter einer eng bindenden Kulturform mit seinem Willen, diese Form zu verehren, so seltsam verschlungen, daß wir hier — nicht im »Faust«, der klar und wunderbar wie Gottes Natur ist! — Goethes rätselreiches und oft unlösbares Gedicht haben!

Es ist wohl unmöglich, nicht zu erkennen, daß dieser Zustand von vornherein den Todeskeim in sich trug. »Ich bin des Herzteilens überdrüssig.« Das hat Goethe, dessen Jugend nichts so pries als »das ganze, von einer Empfindung volle Herz«, schon in der ersten Hälfte dieser Weimarer Zeit einmal gesagt. Wohl mit besonderem Blick auf sein Liebesleben, in dem neben Charlotte von Stein geraume Zeit noch die sehr schöne, sehr begabte und ganz gewiß nicht unsinnliche Künstlerin Corona Schröter eine Rolle spielte. Sie verkörperte als erste die Iphigenie, die doch nach dem Geiste Charlottes gebildet war. (Und Charlotte von Stein blieb aus Eifersucht der ersten Aufführung ihres Ge-

dichts fern.) Aber dieser tiefkeimende Überdruß mußte allgemach den ganzen Weimarschen Lebenszustand sprengen. Goethes Verhältnis zu Charlotte scheint sehr kennzeichnenderweise auf die entgegengesetzte Art zugrunde gegangen zu sein, wie all seine anderen Beziehungen zu Frauen: nicht durch eine Entsagung, sondern durch eine Erfüllung. Es hat die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, daß aus ihren Beziehungen nach langen Jahren des Schmachtens und Kämpfens doch ein eheartiger Bund geworden ist, und daß ein Verhältnis, das so lang hundertfach Kränkung und Enttäuschung tragen konnte, heimlich, langsam, zunächst unbewußt, aber unaufhaltsam hinsiechte, als ihm das Element genommen wurde, das für Goethes Leben damals das notwendige und bildkräftige war: die Spannung der Selbstverleugnung, der Überwindung. — Aber auch die zweite menschliche Beziehung, die Grundstein der Weimarschen Verhältnisse war, begann immer fühlbarer zu enttäuschen: der Herzog erwies sich nicht im Goetheschen Geiste bildsam. Jene schöne Naturkraft, die ihm eigen war, und die einmal sein ungewöhnliches und starkes Verhältnis zu dem Dichter begründet hatte, schien wenig kulturfähig — sie brauste fort in wilden Exzessen. Karl August wollte, wie ein Goethescher Seufzer sagt, »nicht lernen, daß ein Feuerwerk bei Tage keinen Effekt macht«. Und bald hören wir den Finanzminister stöhnen:

»Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Ich gönne es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an. Es ist immer dasselbe: viel Lärms, um einen Hasen totzujagen, und ich brauch beinahe so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten.«

Je mehr aber die Genugtuung an ſeinem Erziehungswerk dem Staatsmanne ſchwindet, deſto mehr muß der »ſubordinierte« Künſtler — »des Herzteilens überdrüſſig«! — ſeinen Einſpruch anmelden. — Es iſt inmitten dieſer Epoche, daß ſich Goethe leidenſchaftlich den Naturwiſſenſchaften zuwendet. Seine amtliche Tätigkeit in den Bergwerken iſt teilweiſe der Anlaß, die Urſache aber iſt das tiefe Ungenügen ſeines leidenſchaftlichen Naturgefühls mit der gegenwärtigen Situation, die ganz und gar auf kulturell-geſellſchaftliche Rückſicht eingeſtellt iſt. Wohl hat Goethe ſchon vor Jahren dem Lavater, dem »die Metaphyſik als ein Pfahl im Fleiſch ſitzt«, zugerufen: »Mich hat Gott mit der Phyſik geſegnet, damit es mir im Anſchauen ſeiner Werke wohl werde.« Aber als einen Gegenſtand planmäßig geiſtiger Arbeit ergreift Goethe dieſe »Phyſik« doch erſt jetzt, da ihm andere Wege, ſeine ſinnlichen Anſchauungen in einen überſinnlichen, überpraktiſchen Bezug zu ſetzen, geſperrt ſcheinen. Die bedeutſame Größe ſeiner Naturwiſſenſchaft beruht gerade darin, daß ſie im unterſten Grunde nicht auf die Gedanken eines Philoſophen, ſondern auf die Anſchauungen eines Künſtlers gebaut iſt. Aber ganz deutlich wird der Weg, der ihn hierher führt, wenn er ſchreibt, er ſuche »in der Darſtellung der konſequenten Natur Troſt über die inkonſequenten Menſchen«. Und wenn in dieſer Zeit bewußteſter Mäßigung das Wort fällt: »Das Pflanzenreich raſt in meinem Gemüte«, ſo kann niemand überhören, wieviel Verzweiflung, wieviel innerſte Überſpannung in ſolcher Wendung liegt. Die Menſchen enttäuſchen, weil er ſich falſch zu ihnen geſtellt hat — zu nah in dieſer Miniſterzeit, wie zu fern in der

Wertherzeit. Wohl gibt es den Einzelnen — Dienern, Kranken, Unglücklichen — gegenüber jetzt beſonders zahlreich jene Beweiſe hilfreicher Güte, die ſchon in Frankfurt, die ſpäter in Rom, die in jeder Lebenszeit bei Goethe zu finden iſt. Aber das iſt jähes Aufzucken eines vereinsamten Herzens, denn im ganzen, durch das Medium des ihm nicht gemäßen Berufs angeſchaut! enttäuſcht, erkältet ihn die Menſchheit jetzt. Es kommt ſoweit, daß der in beiden Welten berühmte Dichter des »Werther« ohne eine Spur von Ironie, ganz naiv, faſt ſchüchtern, faſt überraſcht äußert: »Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren.« — In welchen Zuſtand der leidenſchaftliche Entſelbſtungswille, die Selbſttyrannei des vom Ichgefühl überſättigten Künſtlers, die Überſpannung eines überaus heilſamen Prinzips äußerer Pflichterfüllung ihn damals geführt hatte, das hat Goethe danach mit unüberbietbarer Deutlichkeit ausgeſprochen. Er blickt zurück auf die letzte Zeit, da er an der Seite Charlottes, als Weimars verantwortlicher Miniſter lebte, und ſpricht: »Ich hielt mich für tot.« — Wiederum rettet ihn nur der untrügliche Entſchluß ſeiner heldenhaft zum Ziele des ihr beſtimmten Gleichgewichts ſtrebenden Natur: Goethe flieht ein fünftes Mal! Ohne irgendeinem Gliede der Weimarer Geſellſchaft, ohne der Freundin, ohne dem Herzog den Entſchluß vorher anzukündigen, geht er von Karlsbad, wo er zur Kur weilt, nicht zurück nach Weimar, ſondern nach Süden. Als Monſieur Jean Philip Moeller fährt er im September 1786 nach Rom.



1787

ERNEUERUNG

»Ich habe nur eine Exiſtenz. Dieſe habe ich diesmal ganz geſpielt. Komme ich um, ſo komme ich um. Ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.«

Mit ſo gewaltigem Entſchluß, ſo dramatiſch geſchärftem Bewußtſein flieht Goethe nach Italien aus Weimar. Mehr als ein Jahrzehnt hat er bereits dort gelebt, und dieſe Zeit, notwendig und fruchtbar wie alles in dieſem Leben, hatte ſich zum Schluß als ein lebensgefährlicher Irrweg erwieſen, der tragiſche Entſcheidung verlangte. Goethe kommt nach Italien, das er von früh an erſehnt hat, an deſſen Schwelle er zweimal ſchon umgekehrt war, das ihm in Mignons Lied zum Sinnbild alles Erſehnten, aller ſinnlichen Schönheit und Befreiung, aller Entlaſtung vom Druck nordiſcher Zerriſſenheiten, bürgerlicher Zwänge geworden war. Goethe kommt nach Italien und erlebt, was jeder wahre Menſch in jeder Liebe erlebt: nicht Überraſchung, ſondern tiefſte Beſtätigung alles von je Geahnten. Und doch tiefſte Erſchütterung, das Geglaubte nun wirklich zu ſehen! »Es iſt alles wie ich mir dachte, und alles neu.« — »Es iſt mir, als ob ich hier geboren und erzogen wäre, Mignon hatte wohl recht, ſich dahin zu ſehnen.« — »Mir iſt wie einem Kinde, das erſt wieder leben lernen muß.« — In der

Luft und im Licht Italiens, unter den Denkmälern dieser großen Vergangenheit, und unter diesen Menschen von ungebrochenster Gegenwärtigkeit, im Kreise auch der jungen deutschen Maler und Kunstfreunde, die in Rom die einzige Gesellschaft seiner erlösend unabhängigen Existenz werden — da wird Goethe neu geboren, da wird er glücklich. — Und damit beginnt in diesem Leben sofort eine neue Spannung, die tragischer Entscheidung zudrängt.

Der Künstler in Goethe, der Mensch, dem die Welt sich vor allem in sinnlichen Zeichen erschließet, der zehn Jahre lang gewaltsam »subordinierte«, der wird in Italien wieder ans Licht gebracht, kommt neu zu Bewußtsein seines herrschenden Rechtes:

> »Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu lesen meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier im stillen glücklich.«

Der Künstler aber, der so wiedergeboren wird, ist nicht der Gotiker, der inbrünstige Verehrer Shakespeares und des Straßburger Münsters. Die Griechen, deren Kult schon in Weimar begann, weil sie ihm die Maßvollen, die Beherrschten, die Humanen schienen, sie werden jetzt die Allverehrten, weil sie die sinnlich Reinen, die problemlos Klaren scheinen. Aber nicht ihre Werke, oder besser die Werke ihrer Tradition im alten Rom und in ihrer italischen Renaissance, sind es, was den Künstlermenschen Goethe hier am meisten erschüttert: es ist eine Welt, ein Klima, eine Landschaft, ein Menschenschlag, die noch unmittelbar jene Elemente l e b e n d i g zeigen, aus denen einmal jene Mittelmeerkultur erwuchs. Alles besitzt dort

jene Eigenſchaft, die für Goethe in jener Zeit die höchſte, die am meiſten und am ſtärkſten geprieſene iſt: »Gegenwart«.

»Ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſei. Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen.«

Und viele, viele Jahre ſpäter hat Goethe über ſeinen Abſchied aus Rom geſagt: »Ich habe keinen glücklichen Tag mehr gehabt, ſeit ich über den Ponte Molle fuhr.« Und dennoch mußte er fahren, mußte Abſchied nehmen. Daß er nicht bleiben durfte, wo er ſich ſo einzig wohl fühlte, das war ihm verhängt, war ihm von ſeinem Schickſal zugemeſſen, eben weil er ſich ſo einzig wohl fühlte und weil ihm nicht geſtattet war, in irgendeinem noch ſo hohen Augenblicke zu verweilen. Goethe iſt (und im Grunde wohl ohne je ernſtlich über dieſen Entſchluß ſchwankend geweſen zu ſein) aus Italien zurückgekehrt: Nicht weil ihn die Pflicht an ſein Amt in Weimar band, nicht weil ihn Sehnſucht zu Charlotte und den Weimarer Freunden zog, nicht weil dem Dichter das Land ſeiner Mutterſprache am Ende doch unentbehrlich war. Nicht einmal die Summe all dieſer Gründe war entſcheidend, aber in jedem einzelnen ſpiegelt ſich, verſinnbildlicht ſich etwas von dem, was als der wahre Grund ihn nach Deutſchland zurückziehen mußte: Letzten Endes umarmt er in dieſer Geſtalt »Italien«, doch faſt ſo wie in Lilli das Ewig-Andere, das Völligverſagte und darum ſo unſäglich Erſehnte! Mit all ſeiner Kraft und Leidenſchaft zur ſinnlichen Gegenwart iſt Goethe eben doch kein ſüd-

licher Menſch: in ſeines Herzens Herzen ſteckt der Nordländer, der fauſtiſche Menſch, der Ewigbeweg-liche, Ewigſuchende, Ruheloſe: »Der Flüchtling, Un-behauſte, der Unmenſch ohne Zweck und Ruh« — der nur in myſtiſchem Aufſchwung über alles Gegen-wärtige hinaus ſein höchſtes Lebensgefühl gewinnen kann. Vergeblich wehrt ſich Goethe gegen dieſe dunkle Macht, ihr bis ans Ende währendes Ringen mit ſeinen helleren Ordnungsgeiſtern ſoll eben den ungeheuren Umfang ſeines Lebens ausweiten. In Italien hat Goethe an dem großen gotiſchen Frag-ment ſeiner Jugend, am »Fauſt«, zwei Szenen ge-ſchrieben: Die eine wirft ſich mit wildeſtem Hohn dem phantaſtiſch tollen Zauberweſen nordiſcher Myſtik, chriſt-lichen Mittelalters entgegen, das dem jungen Goethe ſoviel bedeutet hatte. (Und dabei iſt ſelbſt die Kari-katur in dieſer »Hexenküche« von einer ſo wilden Phantaſtik, wie ſie doch nur verwandtes Blut leiſten konnte!) Die andere Szene aber, die in »Wald und Höhle« mit maßvoll-feierlichem Klang beginnt, führt bald genug in den tiefinneren Streit der zwei Goethe-ſchen Seelen zurück, die als Fauſt und Mephiſtopheles, myſtiſche Sehnſucht und ſchärfſter Realismus — in gar nicht griechiſcher Bewertung! einander anſpringen. Und in der Mitte ſteht das Schickſalswort: »So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß ver-ſchmacht ich nach Begierde.« — Und ſo darf Goethe nicht im italiſchen Genuß verweilen. Was ihm von jenen glücklichen Menſchen, »die es nur ſind, weil ſie ganz ſind«, auf immer trennt, das ahnt er bald:

»Reiſen lerne ich wohl auf dieſer Reiſe. Ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menſchen, die es zu verſtehen

> ſcheinen, ſind in Art und Weiſe zu verſchieden von mir, als daß ich auf dies Talent ſollte Anſpruch machen können... Glückliche Menſchen, die es nur ſind, weil ſie ganz ſind!«

Er weiß, daß ihm nichts angehört. — Auch ſeine Leidenſchaft als Maler hat er hier zu Grabe getragen, im Kreiſe ſeiner römiſchen Freunde hat er noch einmal mit zäheſter Anſpannung um dieſe Kunſt gerungen, um zu erkennen, daß dieſe ruhende Form ihm nie etwas Eigenes, Weſentliches, Fruchtbares ergeben wird, daß ſein Talent auf die ewig bewegte Welle des Worts geſtellt iſt. Eines Nachts vor ſeiner Abreiſe aus Rom zeichnete er noch die Pyramide des Ceſtius, und in melancholiſch ſpielender Phantaſie ſein eigenes Grabmal dabei. Dann reiſt er im April 1788 ab und ſieht Rom nie wieder. — Aber nach zweiundvierzig Jahren wird an der gleichen Stelle von Männern, die von der Exiſtenz dieſes Blattes gewiß nichts ahnten, Goethes einziger Sohn begraben.

DER MANN

Goethe hatte in Italien die Illuſion ſeines Malertalents geopfert, aber dafür iſt nun der Dichter in ihm dem Maleriſchen ſo ſehr genähert wie möglich. Die Ekſtaſe des Lyrikers ſchweigt, die tragiſche Spannung des Dramatikers läßt nach, der Maler des Zuſtändlichen, der Schilderer tritt in den Vordergrund — *der Epiker*. Die großen Schöpfungen des folgenden Jahrzehnts ſind: die römiſchen Elegien, »Hermann und Dorothea« und die vollendeten »Lehrjahre«. Sie handeln vom geſicherten — idylliſchen, tüchtig umgrenzten, klug zu leitenden Leben — nichts Dämoniſches darf in den Kreis. Die zwei großen antichriſtlichen Balladen allein bedeuten noch Nähe der Lyrik. Der Dichter, dem die irdiſche Liebe ein Stichwort himmliſcher Ekſtaſen geweſen war und wieder werden ſollte, ſchreibt in Italien nur ein größeres Gedicht von ſcherzhaft ſpielender Ruhe: »Amor als Landſchaftsmaler«. Was in den kommenden Jahren an Lyrik, Romanzen erotiſcher Art noch entſteht, iſt vielfach ſo kommandiert, ſo äußerlich gemacht, ſpieleriſch und gewichtslos, daß man es von den Produkten der Leipziger Zeit kaum unterſcheiden kann. »So lala« — »Kukuku« uſw. ad infinitum! Nur ein lebendiger Reim fällt breit und voll in den Anfang dieſer Epoche:

»Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz,
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heißem Äugeln, derben Küssen.
Sei ein armer Hund erfrischt
Von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen, gib der frischen Brust
Nichts von Pein und alle Lust!«

Das ist denn freilich entschiedene Abkehr von der Schmerzenswollust der Werther-Zeit nicht minder, wie von der edlen Entsagung der ersten Weimarer Epoche. — »Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz unrecht.« So schrieb Karoline Herder, des alten großen, geliebten und gehaßten Freundes klatschsüchtige Frau. Aber recht hatte sie schon, und die Stein auch — wennschon in einem etwas tieferen Sinne des Wortes, als sie es meint. Goethe war im Grunde nicht nur nach Italien, sondern auch aus Italien geflohen. Aber nach diesem abermaligen tragischen Opfer war seine Natur entschlossen, nun auch die Frucht aller Opfer zu gewinnen, soviel Welt zu erwerben, zu besitzen, zu verwalten, zu gestalten als immer möglich. Und festen Grund, Arbeitsboden wollte er unter die Füße bekommen. An dem nordischen Dämon, der ihn heimtrieb, nimmt Goethe seine Rache, indem er ihn im kommenden halben Menschenalter aus aller Kraft verleugnet! Nie ist er antichristlicher gewesen als in dieser Epoche. Als er noch einmal ein paar mißmutige Wochen an der Schwelle Italiens, in Venedig, sitzt, entstehen böse Epigramme, vor allem wider den Pfaffentrug. Doch der Reim spitzt seine Stacheln auch gegen den Lug der großen Welt,

die Goethe damals, nicht ohne Genugtuung, in dem Sturm der franzöſiſchen Revolution zuſammenbrechen ſieht. Abwehrend wird er erſt, als »die fürchterliche Bewegung« die Sicherheit des Hauſes gefährdet, denn dieſe Stätte gefeſteten Lebens braucht er jetzt als Schutz gegen die zu große Welt. Von der ſinnlichen Gegenwart Italiens, der er entfloh, ſucht er ſo viel wie möglich nach Weimar hinüberzuretten — »römiſche« Elegien ſollen Weimarer Leben werden. So verliert er Charlotte endgültig, und ſo findet er Chriſtiane! Chriſtiane Vulpius, das kleine Bürgermädchen aus der Blumenfabrik, ein unproblematiſch-ſtarkes, in geſunder Sinnlichkeit blühendes Geſchöpf. Sie wird ſeine Frau, »verheiratet, nur nicht mit Zeremonie«, wird die Mutter ſeiner fünf Kinder, von denen nur der Sohn Auguſt am Leben bleibt. Gewiß konnte Chriſtiane nur deshalb faſt ein Menſchenalter lang Goethes Geliebte und Hausfrau bleiben, weil ſie ihrem Weſen und ihrer äußeren Situation nach ihm kein Problem bot, keinen Kampf — und damit keine jener höchſten Erſchütterungen, die des genialen Menſchen letzte tödliche Seligkeit bedeuten. Aber wie unendlich töricht iſt es doch, dieſe dauerndſte, feſteſte Kameradſchaft, die Goethe je in ſeinem Leben gefunden hat, deshalb leicht zu nehmen, oder gar für menſchlich belanglos, womöglich für eine »rein ſinnliche« Beziehung zu erklären. Welch Gedanke, daß ein Dichter, deſſen beſte Kraft aus der ungeteilten Einheit ſeiner Natur quoll, ein Vierteljahrhundert an der Seite eines Menſchen verbracht habe, der ihm innerlich nichts bedeutete! Welche Harthörigkeit des Herzens, ein Verhältnis »rein ſinnlich« zu nennen, in dem Briefe wie dieſe hin und her gehen:

Christiane an Goethe:

»Habe mich nur lieb und denke an mich. Ich habe Dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt nur alles in Ordnung bringen will, um Dir mit etwas Freude zu machen, weil Du mich so glücklich machst.«

Goethe an Christiane:

»Ach, mein Liebchen, es ist nichts besser als beisammen sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wiederhaben ... Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß Dir ein anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den Besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich liebhabe und mir außer Dir nichts gefällt.«

Christiane war gewiß nur sehr begrenzt befähigt, Goethe auf geistigen Wegen zu folgen, aber es ist vielleicht im Sinne der Charlotte von Stein doch ganz ungoethisch gedacht, das Geistig-Kulturelle mit dem Seelisch-Menschlichen einfach gleichzusetzen. Es brauchte für Goethe nicht gedacht zu werden — er konnte und wollte »fühlen mit sehendem Auge, sehen mit fühlender Hand«. Goethe fand in Christianes einfacher, starker und ehrlicher Natur jenen Grund von sicherem, gegenwärtigem Weltgefühl, den er brauchte, um das Haus seiner Mannesarbeit darauf zu bauen. Und das war gewiß nichts Geringes, nichts Äußerliches und mußte seinem sinnlichen Entzücken zu gleicher Zeit den Charakter einer tiefinnerlichen Verbundenheit geben.

Sein Haus — es wird nun dauernd das große gelbe Haus am Frauenplan — baut Goethe jetzt mit nachdrücklicher Energie auf. Er iſt in Weimar allein nach ſeiner Rückkehr aus Italien. Die alten Freunde verſtehen ihn nicht mehr, Charlotte wird feindlich, und es vergehen viele Jahre, bis auch nur ein freundliches Verhältnis ſich wiederherſtellt. Herder iſt ſtets ſchwierig, und am Anfang des neuen Jahrhunderts ſtirbt er, nachdem er den dankbarſten Verehrer ſeines kritiſchen Genies noch durch einen gräßlichen Ausbruch ſeiner kritiſchen Bosheit vergiftend getroffen hat. Knebel bleibt eine Zeitlang faſt der einzige Zuverläſſige, aber er zieht ſich vom Hofe nach Jena zurück. Auch Goethes literariſche Beliebtheit hat damals ſehr gelitten. Die Mode folgt längſt andern Sternen als dem Dichter, der ſeinen »Werther« ſo gar nicht wiederholen will. Auch die Jugend ſtrebt in dieſem Zeitraum kaum zu ihm. Und ſo zieht Goethe »die Mauer höher«. Er richtet ſich ein. Er wirtſchaftet. Er entwickelt ſeine ſchon früher gezeigte Geſchäftstüchtigkeit im Umgang mit Verlegern, er wird allgemach der beſtbezahlte deutſche Autor. (Er hat allein von Cotta, der keineswegs ſein einziger Verleger war, im Laufe der Zeit nahezu eine halbe Million erhalten.) Er ſorgt für Haus und Garten, für Küche und Keller. Aber nur für die Gegenwart, die Frucht tragen ſoll. Hiſtoriſchen Familienſinn beſaß er nicht, damals ſtirbt ſein Vater, und Goethe läßt ſein Haus, das Haus ſeiner Jugend, ruhig verauktionieren. Auch hält er in merkwürdiger Ergänzung zu dieſer wachſenden Befeſtigung ſeines Lebens in Weimar ſich eine Art Freiſtatt in Jena, wo er oft viele Monate der Arbeit zubringt.

Sein Amt hat Goethe nun geändert. Keineswegs aufgegeben. Aber die schweren Erfahrungen des ersten Weimarer Jahrzehnts nutzend, gestaltet er jetzt in neuer besserer, weil distanzierter Beziehung zum Herzog seine »Karyatidenstellung« so, daß der Druck heilsam festend, aber nicht mehr zermalmend wirkt. Und zwar scheint es noch wesentlicher, daß er die Art, als daß er die Masse der Geschäfte verändert hat. Die Masse ist noch immer sehr bedeutend, aber es sind nun wesentlich die Geschäfte des Kulturministers. Er leitet verantwortlich die Universität, die Akademie, die Bibliotheken, und er ist dazu der Direktor des Weimarischen Theaters, an das er nun sechsundzwanzig Jahre lang eine Mühe wendet, die sich vom Repertoir und der Schauspielerausbildung bis auf die Organisation der Beleuchtung, der Kasse, der Garderoben erstreckt. Aber diese Arbeit stand doch im Zusammenhang mit einer Möglichkeit, Leben in einer packenden Verdichtung zu ergreifen, mit jener theatralischen Möglichkeit, die für Goethe von Kind an innersten Wert gehabt hat. Und jene Verwaltung der Thüringischen Kulturinstitute trat nun in lebendige Wechselwirkung mit Goethes eigentlichem Werk, das jetzt beginnt.

Es beginnt nun der planvolle Ausbau des Goetheschen Geistes — die Goethe-Biographie, die Goethe-Akademie, das Goethe-Museum. Tagebücher kontrollieren die Stunde, Annalen Monate und Jahr, umfassende Werke werden ganze Epochen des Lebens darstellen. Ein Briefwechsel unpersönlich-geistiger Art wächst an, greift nach allen Seiten, mit planvollen Diskussionen, vielfach schon für die Ver-

öffentlichung gedacht und ihr später in ungezählten Bänden zugeführt. Es beginnen die Goetheschen Sammlungen, die kunstwissenschaftlichen, die naturwissenschaftlichen. Es wächst der Kreis seiner naturwissenschaftlichen Studien. Vom Gewebe der Pflanzen, von den Knochen der Tiere steigt er hinab zur Erforschung der Steine; und jahrzehntelang rast jetzt wahrhaftig das Farbenreich in seinem Gemüte. Wohl auf kein anderes Einzelgebiet hat Goethe so viel Kraft und Leidenschaft gewendet, wie auf den Kampf um seine »Farbenlehre«, mit der sein anschauender Sinn das geliebte Licht der begrifflichen Zerlegung Newtons entreißen wollte. — Es beginnt jetzt aber auch die Goethesche Hausakademie, jene planvolle Arbeitsteilung, in die er nun mit einer ganzen Zahl keineswegs überragender, aber auf speziellem Gebiet tüchtiger Männer tritt; eine Verbindung, die vielfach zu wirklichem Zusammenleben wird. Der Maler Meyer, Goethes Spezialist für bildende Kunst, wird jahrelang sein Hausgenosse, und wenn er erkrankt, ruft Goethe aus: »Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den ich fürs ganze Leben wiederzufinden verzweifle.« Riemer, der Hauslehrer seines Sohnes, wird sein Spezialist für Sprachwissenschaft, Versbau und Altertumskunde. — »Der isolierte Mensch gelangt niemals zum Ziel ... Was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Menschen umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte!« Aus den leidenschaftlichen Freunden der Goetheschen Jugend sind solche Arbeitsgenossen — beinahe Angestellte der Goetheschen Akademie geworden. Goethes Herz, das nach unverwerflichem Zeugnis nicht minder groß war als

ſein Geiſt, zieht ſich jetzt auf den engen Kreis des Hauſes und auf unbemerkte, gelegentliche Berührungen mit Fremden zurück, um Güte, Anteil, Mitgefühl zu bezeugen. Seine regelmäßigen und ſichtbaren Beziehungen zu den Menſchen werden jetzt vom Geiſt geregelt, nach dem groß angelegten Plan ſeiner ſinnlich-geiſtigen Welteroberung.

In dieſem Rahmen iſt auch jenes Bündnis zu betrachten, das freilich an Wucht und Würde, an Fruchtbarkeit und ſinnbildlicher Geltung Goethes andere Arbeitsfreundſchaften ſoweit überragt, wie *Schillers* Bedeutung die eines Meyer oder Riemer. Dennoch iſt dies Verhältnis in ſeinem unterſten Grunde kein anderes, und nur ſoweit bei Goethes einheitlicher Natur eine ſtarke geiſtige Gemeinſchaft auf die Dauer alle Lebensſphären in Schwingung ſetzen mußte, hat die Freundſchaft Goethes zu Schiller mit der Zeit einen wärmeren Ton empfangen. Begonnen und entwickelt iſt ſie von ihm zunächſt ganz im Sinne jener Arbeitskameradſchaften, die von dieſer Periode an in Goethes Leben zahlreich ſind. Schiller war ihm im Grunde der fremdeſte aller Menſchen. Wenn ſpäter einmal Schillers Lotte bei der Lektüre von Goethes Briefen an Frau von Stein ausrief: »So etwas hätte Schiller nie geſchrieben, eigentlich bloß aus Leidenſchaft konnte er nicht lieben,« ſo hat ſie damit ſein innerſtes Weſen weit über den erotiſchen Kreis hinaus gekennzeichnet. Sie hat im Grunde damit nichts anderes aufgedeckt als Goethe, wenn er ebenſo entſetzt wie rühmend von Schiller ſagt: »Was er ſich denken konnte, das mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß ſein oder nicht.« Im äußerſten

Gegenſatz zu Goethe, der keinen anderen Ehrgeiz hatte als »das Auge Licht ſein zu laſſen«, der die Natur niemals auf Zwecke anſah, war Schiller eine Gewaltnatur, die aus vorgefaßten Ideen heraus die Wirklichkeit umzugeſtalten und zu beherrſchen ſtrebte. Was an ihm hinreißend wirkte, war der gewaltige, aufs Größte gerichtete Ehrgeiz ſeines Weſens. Und nachdem ſich Goethe lange genug gegen das ihm Feindliche der Schillerſchen Natur gewehrt hatte, mußte er ſich am Ende entſchließen, dieſen ſtärkſten ihm entgegengerichteten Willen zu bewundern und das Entgegengeſetzte als Ergänzung ſeines Weſens zu nehmen. Freilich auch ſo war das Bündnis nur möglich, weil Goethe während dieſer am meiſten rational gerichteten Periode ſeines Lebens in dem ihm möglichen Grade rein geiſtige Orientierung ſuchte, während Schiller nach langer, rein theoretiſcher Epoche zur Kunſt zurückverlangte. So konnten ſie ſich auf halbem Wege begegnen. Goethes Arbeitsgeiſt aber ergriff Schiller als mächtigen Verbündeten auf dem Felde der ſchönen Literatur. Er war in dieſer Zeit des herrſchenden Verſtandes literariſcher und zugleich polemiſcher geſtimmt als je. Er ſtand in heftiger Feindſchaft mit einer von Kotzebue geleiteten Literaturclique, er hatte zur Durchſetzung ſeiner Autorität ſchwere Kämpfe an der Univerſität Jena, er brauchte einen Verbündeten. Er ſchrieb an Schiller:

> »Dann iſt zu bedenken, daß wir eine ſchöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zuſammenhalten und mit der anderen ſoweit ausreichen, als Natur uns erlaubt hat.«

So entſtand die Kampfgenoſſenſchaft der »Xenien«, die Arbeitsgemeinſchaft der »Horen«. Es entſtand die

rege Zuſammenarbeit am Theater, das mit der Förderung der Schillerſchen Dramen für den Direktor Goethe ſeine fruchtbarſte Zeit hatte. Darüber hinaus hat der Umgang mit einem in ſeiner Art ſo großartigen Naturell wie Schiller für Goethe, dem nie ein Erlebnis ergebnislos blieb, natürlich menſchlich vielerlei Frucht getragen. Daß der Dichter in ihm durch Schillers enthuſiaſtiſch analyſierende Anteilnahme oder gar durch ihre allgemeinen kunſttheoretiſchen Diskuſſionen gefördert worden ſei, iſt eine Legende. In dieſem Sinne hat Schiller natürlich unendlich mehr durch Goethe gewonnen als umgekehrt. Und es iſt Goethe, der beim Erſcheinen ſeines Briefwechſels mit Schiller nach vielen Jahren an Zelter ſchreibt:

»Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand, in welchem zwei Menſchen ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern, ſo daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten Vollwertiges herauskommt.«

In Wirklichkeit hat der Schillerſche Einfluß eher die unkünſtleriſchen, die pedantiſch ordnenden Inſtinkte in Goethe bedenklich geſtärkt. Hat er doch mit Schiller mehr als ſonſt in ſeinem Leben und wohl mehr, als eigentlich in ſeiner Natur lag, theoretiſiert. Nicht ſelten hebt jetzt ein merkwürdig unfruchtbares Schematiſieren an, eine Art Inventuraufnahme der Welt. Nicht ganz ſelten ſind Briefſtellen von ſo erheblicher Komik wie dieſe:

»Ich habe gegen zweihundert franzöſiſche ſatiriſche Kupfer vor mir, ich habe ſie gleich ſchematiſiert und finde ſie gerichtet: I. Gegen Fremde: a) England, b) der Papſt, c) Öſter-

reich. II. Gegen Einheimische: a) das alte Schreckensreich; b) Modefratzen, 1. in ihrer Übertriebenheit dargestellt, 2. in Verhältnissen untereinander, 3. in Verhältnissen zu veralteten Fratzen, 4. in Finanz- oder anderen politischen Verhältnissen; c) gegen Künstlerfeinde. — Ich fange sie nun an, einzeln zu beschreiben, und es geht recht gut. — Es würde daraus ein ganz artiger Aufsatz erstehen, durch welchen das Oktoberstück einen ziemlichen Beitrag erhalten könnte.«

Zweifellos hängt die außerordentliche literarische Betriebsamkeit, mit der Goethe jetzt außer seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten wenig Dichtungen, aber sehr viel Bearbeitungen, Übersetzungen, Abhandlungen liefert, auch mit dem ausgesprochenen Erwerbstrieb zusammen, der sich in dieser Epoche der erneuten Verfestigung mit allen anderen bürgerlichen Eigenschaften bei Goethe entwickelt. Es ist die Zeit, wo auch seine Gestalt, auch sein Gesicht so ins Breite, Starke, fast Plumpe geht, daß wir viele Bilder dieser Zeit kaum erkennen können. — Den äußersten Punkt der damals erstrebten Bodenständigkeit bedeutet Goethes Versuch, Gutsbesitzer zu werden. Er erwirbt ein kleines Gut nicht weit von Weimar. Vier Jahre dauert das Experiment, dann gibt er es doch auf und resümiert mit guter Laune: »Es fehlte nichts als das Nützliche.« Der Finanzminister — der Gutsherr, das sind zwei charakteristische Formen der Überspannung von Goethes bürgerlichem Einordnungswillen in zwei verschiedenen Epochen. In diesem Zusammenhang muß noch dies erwähnt werden: Goethe macht in diesem Jahrzehnt im Gefolge des Herzogs die Feldzüge der Alliierten gegen die französischen Revolutionäre mit und zeigt



1800

dabei bedeutende politische Einsicht, aber so wenig eigentlich kriegerischen Anteil, daß seine Feldzugsberichte wohl die trockensten all seiner Bücher sind, und doch läßt er sich hier ein einziges Mal in seinem Leben hinreißen, untergrundlos zu dilettieren: er äußert etwas Unmotiviertes über die Aufstellung der Artillerie. Das ist fast geredet wie ein Philister – aber es ist gehandelt wie Goethe, wenn er den pommerschen Offizier, der ihn deshalb grob abführt, daraufhin aufs höchste respektiert und mit ihm lange Zeit befreundet bleibt! –

Der verbürgerlichte Goethe dieser Epoche scheint den älteren und namentlich den jungen Leuten der Zeit vielfach erstarrt – gar kein Dichter mehr, ein rechter Spießbürger oder Geheimrat. Seine Form wird gegen Menschen, die nicht in seinen gegenwärtigen Lebensplan passen, steif und kalt. Bürger, der einst brüderlich umarmte Dichter der »Leonore« – aber freilich ein Mensch, dessen derbe Instinkte keiner kulturellen Veredlung im Sinne Goethes fähig waren –, Bürger kommt nach Weimar. Die Exzellenz Goethe empfängt ihn in gefrorener Haltung und fragt nach der Frequenz der Universität Göttingen. Bürger macht nachher einen Vers: er habe den Dichter gesucht »und nicht das Alltagsding Minister«. – Der genialste all der romantischen Jünglinge, die das Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland hervorbrachte, der junge Jean Paul, sucht Goethe auf und schließt seinen Bericht mit dem ergreifenden Wort: »Auch frisset er sehr viel.« – Es sieht oft starr aus auf der Oberfläche des Goetheschen Lebens. Aber darunter glüht das Feuer des Genius weiter und bereitet neuen umschmelzenden Aufbruch

vor. Tiefer als die anderen blickte Goethe selbst hinein in die Weisheit seines auf allen Umwegen zielsicheren Werdens. Und am Ende des Jahrhunderts schreibt er in einem Selbstporträt:

»Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz: hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen dieser Richtung entgegenwirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheitlichkeit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen.«

So wahr nun die Erkenntnis ist, daß nach dem innersten Werdegesetz seiner Natur dieser Umweg fruchtbar, unvermeidlich notwendig – und also eigentlich kein Umweg war –, die Stärke, mit der diese Selbstschau die negativen Elemente der gegenwärtigen Existenz herausarbeitet, läßt doch deutlich spüren, daß diese abermalige Epoche der Verfestigung, der Rationalisierung, der Verbürgerlichung bei Goethe sich abermals einem äußersten Punkt nähert, auf dem es umzukehren gilt. Doch vollzog sich diesmal die Umkehr langsam, zäh und ruckweise. – Eine große körperliche Krise gibt im Anfang des Jahrhunderts das erste Signal. Von schwerer Krankheit langsam auf-

tauchend, verlangt der Geneſende *Muſik* zu hören. Muſik iſt Goethe die fernſte und ſchwerſte aller Künſte geweſen, gleichwohl hat er ſie wie alle Kulturmächte ſtudiert, umworben und bis zu einem gewiſſen Grade beherrſcht. Er konnte in Rom einen Kapellmeiſter durch ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe in Staunen ſetzen. Aber jetzt, in der Kriſe des Zweiundfünfzigjährigen, iſt es, ſo viel wir ſehen, das erſtemal, daß ihm Muſik ein innerlich beſtimmendes *Erlebnis* wird. Der Geneſende, von Muſik Hinangetragene greift wieder zum »Fauſt«, und jetzt wird die ſo lange verzögerte, von Schiller ſo lange dringend, aber vergeblich geforderte Arbeit in ſchnellem Zuge vollendet. Die entſcheidenden Szenen entſtehen, die das Fragment zum erſten Teil abrunden. Der Gewinn von drei ſchweren Erziehungsperioden formuliert ſich: dieſe Seele kann nur in raſtlos ſtrebender Bewegung leben, verweilend wird ſie des Teufels:

»wie ich beharre, bin ich Knecht,
ob dein, was frag ich, oder weſſen!«

Dies iſt Fauſts Pakt — Goethes Pakt mit dem Schickſal. Über den erſten Teil aber hinaus mit den jugendlich ergriffenen, nur kataſtrophalen Entladungen dieſes Bewegungstriebes, weiſt nun ſchon ein himmliſcher Prolog, der Gottes Offenbarung nicht im Wüten der Stürme verheißt, ſondern »*im ſanften Wandeln ſeines Tags*«. Der täglich »wie und wo er ſich offenbare« zu erobernde Gott, das in der Endlichkeit allſeitig zu erſchreitende Unendliche kündet ſich an. Aber die kommende Weisheit des Alters wird getragen von der wiederkehrenden Kraft der Jugend in dieſem

mannhaft vollendeten ersten Faust: Stücke von wunderbar erneuter Jugendkraft sind darunter — inmitten der herrliche Osterspaziergang, der die Stadtbürger in die wiedergeöffnete Natur zurückführt: »Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.« — —

Die große Schneeschmelze beginnt, die selbst aufgerichteten Mauern, dahinter epischer Ordnungswille, Übersicht heischender Verstand alle lyrische Ektase, mystische Versenkung, tragische Dunkelheit gefangen hält, die Mauern beginnen zu schwanken. Ein Erdstoß folgt nun auf den anderen. — Während Goethe noch an Nachwehen seiner großen Krankheit laboriert, stirbt im Frühling 1805 Schiller, der machtvollste Gefährte, der seinen Geist an diese Zeit der harten Klarheit fesseln konnte. — Ein Jahr später bricht nach der Schlacht bei Jena die Kriegskatastrophe über Weimar herein, der Staat, mit dem Goethe lebt, wird in Frage gestellt, sein eigenes Leben von betrunkenen Soldaten im eigenen Hause schwer bedroht. Die tapfere Christiane rettet sein Leben. Ein paar Tage darauf macht er sie nun in rechtlicher Form zu seiner Frau. Aber auch dies bedeutet nach der Art Goethes, dem das innere Gesetz stets unverbrüchlich schwer, das äußere eher eine entlastende Form war, viel mehr eine Lockerung als eine Verdichtung seines bisherigen Lebenszustandes. — Im übernächsten Jahr stirbt Goethes Mutter, die Frankfurter Welt scheint damit endgültig hinter ihn zu sinken. Und wieder (im Sommer 1809) ein Jahr: da steht Goethe vor Napoleon zu Erfurt. Er erlebt den größten Eindruck, den er je von einem Menschen erfahren hat, aber er verursacht auch den größten Eindruck, der je von ihm ausging. Staunend steht der

vierzigjährige Welteroberer vor diesem sechzigjährigen Herrn aller Geister, staunend und prüfend, und er spricht: »Voilà un homme!« — Das große andere, die sinnlich gegenwärtige Form des Weltbesitzes richtet sich hier noch einmal vor Goethe auf — wie in Lilli, wie in Italien. Aber nun steht es da, von einer bewußten Kraft zusammengeballt und blickt ihn an mit dem kaiserlichen Blick des Genies — und so sieht Goethe hier den Ewiganderen nicht mit dem aus Neid und Überlegenheit fließenden Lächeln der hoffnungslosen Liebe an, sondern mit einem freien, brüderlich bewundernden Blick. Die geheimnisvolle Macht aber, die in keinem Schema zu fassende Dämonie des genialen Menschen, sie wird von dieser Begegnung in Goethes eigener Seele so wachgerufen, daß sie nicht mehr sich bescheiden wird: schon seit geraumer Zeit ist in Goethes Leben und Schaffen zu spüren, wie der lyrisch mystische Geist, der deutsche, nordische, große, wilde, dunkel erhabene, zu neuem Fluge die Schwingen regt.

WIEDERGEBURT

Im Jahre 1807 (alſo faſt unmittelbar, nachdem der in nahezu zwanzig Jahren feſte Ehebund mit Chriſtiane offiziell — »abgeſchloſſen« iſt!) geſchieht im Goetheſchen Innern zum erſtenmal wieder jenes erotiſche Erbeben, das andeutet, daß die großen Maſſen ſeines Weltgefühls in feurigen Fluß zu geraten beginnen. In Jena iſt die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann zu einem ſehr lieblichen Mädchen herangewachſen, Minna Herzlieb fängt an, das Herz des Achtundfünfzigjährigen, der ſie von Kindheit an kannte und gern mochte, in neuer Art zu bewegen. Auch ein junger Romantiker von höchſt verſchroben genialer Art, Zacharias Werner, weilt damals in Jena. Er verkehrt mit Goethe, den ſein grotesk verſchnörkeltes Weſen reizt und abſtößt, und mit dem Hauſe Frommann. Auch er verliebt ſich in Minna Herzlieb und dichtet ſie an. Da entſtehen — in einer Art Wettſtreit — Goethes Sonette. Gedichte, deren geleimte Form er unlängſt noch abgelehnt hat, deren Meiſterſchaft erzwingende Beſchränkung er aber doch ſchätzen lernt. Halb alſo iſt es noch ein literariſches Spiel, wie ſo vieles in den abgelaufenen Jahrzehnten — aber ſehr bald wird es mehr. Schwerere Töne ſchleichen ſich ein, am Ende vergleicht Goethe ſich mit dem Feuerwerker, der beim klug ausgelernten Spiel von der Macht des Elements überwältigt wird:

»Und eh' er ſich's verſieht, geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.«

Und Goethe flieht. Flieht von Jena nach Weimar zurück, und auf der Heimfahrt ſpricht er leidenſchaftlich – wie ſeit Jahrzehnten nicht – von Lilli. Die Welt ſteht wieder da. Sie lockt, ſie erſchreckt, ſie entfeſſelt alle geheimnisvoll-wilden, ſinnlich-überſinnlichen Kräfte ſeiner Menſchlichkeit. – Wie ſtark aber die Macht des Elements ihn beim literariſch-erotiſchen Spiel überkommen haben mußte – das wird bald offenbar. Denn das Jenaer Erlebnis verlangt, um ſich abzulöſen, eine weitere, ſtärkere Formel, und es entſteht der Roman »Die Wahlverwandtſchaften« – in ſeiner gewaltigen dramatiſchen Spannung, die Höhe und zugleich das Ende von Goethes epiſcher Epoche. »Niemand verkennt an dieſem Roman eine tief leidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet.« Die Urkraft der Liebe in der ſozialen Ordnungswelt als tragiſches Problem geſehen – ehrfürchtig ſchaudernd begriffen: Die Zeit, da ſein Herz »Liebesqual verſchmähte«, iſt vorüber! Eine neue Jugend beginnt.

Und in dieſem Gefühl wendet er ſich der erſten Jugend, nun ein entſchloſſener Bildner und Auswerter ſeiner ganzen Exiſtenz, zu und beginnt ſie zu geſtalten. Und wie er die Dokumente ſeiner Frankfurter Zeit wieder hervorzieht, überkommt ihn vor der unerhörten Kraft jener Jahre eine Ehrfurcht, die noch vor kurzem der klaſſiſche Gefährte Schillers weit von ſich gewieſen hätte, er ſtaunt, »wie man gehaltlos, roh und ungebildet mehr wert könne geweſen ſein, als da man ſich gehaltvoll, ausgebildet und ausgearbeitet antrifft«. So von

überlegenem Geiſt geformt und doch vom innerſten Mitgefühl durchwärmt, entſtehen die erſten Bücher von »Wahrheit und Dichtung«. Und ſie werden ein ungeheurer Erfolg, Goethes größter ſeit dem Werther. Auch ſein gefrorener Ruhm beginnt an der Sonne des neuen Lebens aufzutauen.

In den folgenden Jahren iſt Goethe ein paar Sommer in Karlsbad, und hier ſteht der Verjüngte – wieder ſchlank geworden, kühn aufgerichtet, blitzenden Auges – ſo mitten im Welttreiben, wie nie vorher oder nachher: nämlich weder begehrend noch entſagend, ſondern überlegen, herrſchend, heiter-ſpielend. Die junge Frau von Levetzow hofiert er zuerſt, ſpäter hat er mit der jugendlich-ſanften Sylvie von Ziegeſar ein ſehr zärtlich-väterliches Verhältnis, mit der ſchönen jüdiſchen Frau von Eibenberg iſt es wohl mehr als das. Aber auch aus dem Hofſtaat der öſterreichiſchen Kaiſerin widmet er mehreren Damen intime Huldigung, und die wirklich majeſtätiſche Frau ſelber umſchwärmt er in einem der Erotik nicht ganz fernen Tone. Zwiſchen Franzensbad und Karlsbad wechſelt er und zugleich zwiſchen Freunden und Frauen, zwiſchen Gelehrten und Weltleuten, die er alle beherrſcht und mit einer göttlichen Laune erheitert. Der Zauber ſeiner Jugend ſcheint dem ſteif und kalt geſcholtenen Geheimen Rat nach einem Menſchenalter wiedergeſchenkt zu ſein. – »Auf einmal trat in unſere Mitte ein Zauberer ...« – Wenn Goethe mit dem falſchen Schulbild des ſieghaften Olympiers irgendwann einmal eine (immer noch recht entfernte) Ähnlichkeit gehabt hat, ſo war es in dieſen Sommern.

Es iſt auch in ſo einem Karlsbader Sommer, in dieſen Tagen der klingend aufgetauten Seele, daß der



1810

ſchwach fundierte Muſiker in ihm ſeinen einzigen produktiven Verſuch wagt. An einem Morgen ſeines vierundſechzigſten Jahres verfaßt er eine vierſtimmige Kompoſition zum lateiniſchen Text: »Ich hoffe auf dich, Herr.« Und die tauſcht er aus mit jenem Freunde, der in dieſen Jahren ſein wichtigſter Korreſpondent wird und bis ans Ende bleibt – der letzte Menſch, dem Goethe das ſeiner Jugend ſo ſelbſtverſtändliche »Du« gegönnt hat. Und das iſt Zelter, der Muſiker, der Komponiſt und Gründer der Singakademie in Berlin – zugleich aber auch Maurermeiſter, raſtlos ſorgender Familienvater und Stadtrat. Und in ſeinem urwüchſig-ſarkaſtiſchen und doch zuinnerſt kulturvollen und herzenswarmen Berlinertum ein wahrhaft vorausbeſtimmter Gefährte für Goethes letztes Lebensdrittel.

Goethe iſt wieder jung geworden. Und dieſe Jugend will wieder der höchſten tragiſchen Entfaltung zureifen. Wieder wird es gehen in jenem Rhythmus, den Richard Dehmel mit unerſetzlich tiefen Worten ausgedrückt hat: »Es wollt' eine Seele ſich befreien, da band ihr die Freiheit die Hände« –. Im Jahre 1813 entdeckt ſich Goethe in dem Flammer-Turgſtalls und Daumers Übertragungen des perſiſchen Dichters Hafis eine neue Welt: die orientaliſche Welt voll ſinnlicher Gegenwart und Freiheit – und doch dem myſtiſch-überſinnlichen Aufſchwung näher als die griechiſch-italiſche. In dieſe Welt reiſt Goethe, ſich zu verjüngen – ganz ſo, wie er einſt nach Italien reiſte. Er nennt dies in Verſen ſich geſtaltende Erlebnis nun endlich ſelbſt mit dem großen Schickſalswort des mohammedaniſchen Glaubens: eine »Hegire«, eine heilige Flucht. »Flüchte du, im reinen Oſten

Patriarchenluft zu kosten!« Nun freilich ist seine Seele so mächtig geworden, daß er keine äußere Veränderung im körperlichen Raume mehr braucht. Aber ganz sinnlich empfindet er doch sein Untertauchen in dieser Welt der Hirten und Karawanen, der Quellen und Oasen, der Schenken und der Propheten als eine Reise — ein wirkliches Fortgehen aus dem engen Gewohnten:

> »Ich habe mich gleich in Gesellschaft der persischen Dichter begeben, ihren Scherz und Ernst nachgebildet. Schiras als zum poetischen Mittelpunkte habe ich mir zum Aufenthalte gewählt, von da ich meine Streifzüge nach allen Seiten ausdehne.«

Um ihn erhebt sich der Sturm des »Freiheitskrieges«. Goethe unterbricht seine Seelenreise nicht. Das Positive der deutschen Nationalbewegung zu spüren, ist er zu sehr Sohn des 18. Jahrhunderts — ihr Negatives, das zuletzt Kulturfeindliche dieser österreichisch-russischen Allianz spürt er klar voraus. Um Napoleon zu hassen, spürt er ihn zu tief als den einzigen kongenialen Zeitgenossen, und während die Geschütze von Leipzig herüberdonnern, dichtet er (im Prolog zu einem gleichgültigen Theaterstück versteckt) ihm den Abschiedsgruß:

> »Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
> ein letztes Glück und einen letzten Tag!«

Und im übrigen bleibt er im Orient.

Noch ist es halb ein Spiel. Und der »Westöstliche Diwan« beginnt wie eine sehr anmutige, sehr feine, aber immerhin nur literarische Spielerei. Da bricht er, wohl auch von der Weiterarbeit an seiner Lebensgeschichte, mehr aber vom heimlichen Drang

ſeines erneuten Jugendgefühls getrieben, im Sommer 1814 auf, um nach ſehr langer Pauſe ſeine Jugendheimat wiederzuſehen. Noch in Thüringen, am erſten Reiſetage, gelingen ihm ſieben Gedichte. Er reiſt dann am Main, am Rhein und am Neckar. Die Brüder Boiſſeré in Heidelberg zeigen ihm, wie jener Kult altdeutſch-gotiſcher Kunſt, die ihm in Straßburg ſo nah war und in Rom und Weimar ſo fernrückte, in der romantiſchen Generation mit dreifacher Macht aufgewacht iſt, und er ſchreibt über einen neuen Abſchnitt ſeiner Jugendgeſchichte: »Was man in der Jugend ſich wünſcht, hat man im Alter die Fülle.« Er kommt nach Wiesbaden und Frankfurt und lernt dort einen alten Bekannten neu kennen, den Bankier Willemer, einen lebhaften und etwas ſonderbaren Geiſt, der ſich in mancherlei Künſten und Wiſſenſchaften bewegt, ganz beſonderes Intereſſe aber ſtets dem Theater zugewandt hat. Marianne Jung, die Tochter einer Tänzerin, hat er vom Theater fortgenommen und in ſeinem Hauſe mit ſeinen Kindern großgezogen. Jetzt, da das aufgeblühte, ſinnlich heitere, leidenſchaftlich geiſtreiche Geſchöpf auf den Dichter der Mignon offenbar großen Eindruck macht, heiratet er ſie — wenige Tage nach Goethes Ankunft. Noch ſcheidet Goethe in heiterem Einvernehmen mit den beiden. Verſe und Grüße gehen einen Winter lang von Weimar nach Frankfurt. Der Weſtöſtliche Diwan wächſt. Im neuen Sommer fährt er wieder nach Weſten, ſeinem öſtlichen Dichtertraum folgend. Mit dem Freiherrn vom Stein, dem damals größten Deutſchen der ihm entgegengeſetzten nationalpolitiſchen Art, fährt er, in vorſichtig hochachtungsvoller Gemeinſchaft (— »die Reiſe des irdenen

und des eiſernen Topfes« —) alte Wege, die er einſt von Wetzlar aus ging, zum Rhein. Sie betreten zuſammen den Kölner Dom; im Anſtaunen dieſes Deutſchtums iſt er einig mit dem Führer der nationalen Bewegung gegen Napoleon. Wenn man in ſeiner Gegenwart von Politik ſprechen will, ſo iſt es Stein, der abwinkt: »Wir können ihn da freilich nicht loben, aber er iſt doch zu groß.« — So, von dem innerlich mächtigſten Mann des anders gerichteten jüngeren Deutſchlands geehrt und geachtet, als der unantaſtbare König ſeines Reiches, verlebt Goethe Tage voll ſtrahlender Kraft. Aus keiner anderen Zeit ſeines Lebens gibt es ſo viel amüſante Geſchichten von Goetheſcher Laune, Ausgelaſſenheit, Schabernack aller Art; kaum vor vierzig Jahren in Frankfurt, Wetzlar und Weimar iſt er ſo jung geweſen! Und da eilt der weſtöſtliche Dichter inplötzlichem Entſchluß wieder nach Frankfurt, nach der Gerbermühle, zu Willemers, zu Marianne. Während man dort in Sommernächten heitere Feſte feiert, wächſt in Goethes literariſches Spiel der ganze furchtbare Ernſt einer Leidenſchaft hinein.

»Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.«

Es geſchieht nach ſeinem unübertrefflich ſchönen und klaren Wort:

»Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ſähe im Schlaf.
Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die Sonne auf.«

Aus dem weſtöſtlichen Spiel heiteren Schweifens in ſinnlich freier Patriarchenluft, aus zartgefühltem Maskenſcherz von Juſſuff und Suleika wird letzte Wahrheit. Aus geheimſten unvernünftigen Tiefen raſt der Aetna einer Leidenſchaft empor, die den Weltzuſammenhang wiederum ganz auf die ungeheure Macht des ureigenen Gefühls baut. — Es entſteht das mächtigſte Liebesgedicht der deutſchen Sprache, das jeden Hauch von Abenteuer, überraſchendem Erlebnis, ſinnlicher Neugier abgeworfen hat, das »*Wiederfinden*« heißt und aus der Liebe zweier Menſchen urewiges Verhältnis von Gott und Menſch — Schöpfungsgeſchichte, aufbaut:

»Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.«

So hoch wird der Feuerwerker vom entfeſſelten Element emporgeſchleudert. Und die Glut ſeines Elements wirkt ein Wunder. Was dem ſechsundſechzigjährigen Dichter noch nie geſchehen war, geſchah jetzt! Sein dichteriſcher Anruf erhielt *dichteriſche Antwort*. Marianne, dieſes wunderſame Künſtlerkind, die Tänzerin, Malerin, Verfertigerin hübſcher Gelegenheitsreime, ſie wurde im Anhauch dieſer Glut zur Dichterin, und eine Anzahl Verſe gingen von ihr zu Goethe und verflochten ſich dem Weſtöſtlichen Diwan. Sie ſtehen noch da, dieſe Strophen vom Weſt- und vom Oſtwind — nicht von Goethe und doch von Goethe erzeugt! Sicherlich die ſchönſten Gedichte, die bis dahin in Deutſchland einer Frau geglückt waren — und doch nicht eigentlich von einer Frau verfaßt! So über die Grenzen des eigenen Leibes

hinaus hohe künstlerische Formkraft weckend, hatte Goethes weltfühlende Leidenschaft noch nie geglüht. Es war ein Äußerstes, eine letzte gefährliche Höhe. Und so wurde die Umkehr not nach seines Wesens innerstem Gesetz. Eine neue Flucht wurde Pflicht ... Plötzlich sitzt er im Wagen und fährt davon, krank, fiebernd, zerrissen, aufgewühlt. Und zu Boisseré, der ihn begleitet, ohne den Zusammenhang zu ahnen, spricht er wieder von Lilli. Wie immer, wenn er mit verzücktem Ingrimm, mit schmerzlichem Neid die Welt hinter sich wirft. Zurück aber, ins Haus der geliebten Marianne, an Willemer und an seine Tochter, flattern Briefe, die nach dreiundvierzig Jahren bis in den Wortlaut hinein, bis in den Rhythmus des Satzes die Abschiedszettel von Wetzlar an Kestner und Lotte wiederholen:

> Denken Sie, daß bis gestern ich hoffen konnte, Sie jeden Tag zu sehen. Und nun nimmt mich's beim Schopfe und führt mich über Würzburg nach Hause. Verzeihen Sie das Federspritzen und die Kleckschen. Das sieht meinem Zustand ganz ähnlich. Adieu den beiden. Mögen sie vereint bleiben! Und mir!

— — — — — — — — — — — — — — —

> Hundert Einbildungen habe ich gehabt, wann, wie und wo ich sie zum erstenmal wiedersehen würde ... Nun kommt's aber! Und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe. Herzlichen Dank für alle Güte und Liebe. Doch dieser

Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die Zwei gerichtet sind, die man beneidenswert glücklich verbunden sieht.«

»Das ist nun so und mein Schicksal!« hieß es 1772, »und nun nimmt's mich beim Schopf ... nun kommt's aber ...« heißt es 1815. Ein ganz schwacher Versuch, das Pathos der Situation humoristisch abzudämpfen, das ist alles, was den Sechsundsechzigjährigen vom Dreiundzwanzigjährigen unterscheidet. Im Wesen ist es beide Male ganz dasselbe. Er »muß zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen«, muß sich knirschend dem Gesetz seiner Fruchtbarkeit beugen, das weder in Stürmen der Leidenschaft noch in ordnender Besinnung zu verweilen gestattet, das eines durch das andere brechen und erlösen, eines im andern »aufheben« will. »Aus—kostend« zu verweilen in irgendeinem befriedigenden Augenblick ist ihm verwehrt. »Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück.« Er muß. »So klopft das Schicksal an die Pforte.«

DER ALTE

Goethe kehrt nach Weimar zurück und sieht nun das Land seiner Jugend nie mehr, nicht Frankfurt und nicht Marianne. Als er im nächsten Sommer doch noch schwankt und, halb entschlossen nach Westen zu fahren, im Reisewagen sitzt, stürzt das Gefährt um und Goethe bleibt und versucht es nie wieder. Nun zieht er wieder die Mauer höher um sich. Planvolles Erwerben und Ordnen des Weltbesitzes wird neu und im erhöhten Grade die Aufgabe des Tages. — Mit ein paar starken Schlägen hilft das Schicksal, ihn weiter in sich hinein, fort von der Welt zu treiben. 1816 stirbt Christiane. So deutlich sich auch nach dem neuen Aufblühen seiner erotischen Kräfte gezeigt hatte, daß sie sein Wesen nicht ausfüllen, am höchsten Aufschwung seiner Natur nicht teilhaben konnte, so tief hatte er doch (bei manchen Mißhelligkeiten der späteren Jahre) die beglückende Kraft ihrer sicheren Gegenwart, ihre durch ein Vierteljahrhundert erprobte Lebensfreundschaft empfunden. Und nun stirbt sie und Goethe schreibt:

> »Der ganze Gewinn meines Lebens
> ist, ihren Verlust zu beweinen.«

Ihrem Wesen hat er in späteren Versen ein Denkmal errichtet, das, von aller ekstatischen Verklärung



1817

fern, doch vom innigsten Nahgefühl belebt, das Wesen ihres Bundes so vollkommen spiegelt, wie die letzte unsagbar »gedichtete« Zeile das Wesen dieser Frau erschöpft:

»nie schön gepriesen,
hübsch bis in den Tod.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Goethes ganzem unermeßlichem Schaffenskreis hatte nur ein Bezirk durch Christiane auch unmittelbare Förderung, tätigste Anteilnahme erfahren, weil er ihrem Erdgeist am nächsten war: das Theater. Nach Christianes Tode läßt Goethe den Sohn August mit in die Intendanz eintreten, aber schon nach einem Jahre trifft ihn hier ein neuer böser Schlag. Zweiundvierzig Jahre lebt Goethe jetzt in Weimar an der Seite des Herzogs, und so mannigfach schwankend ihr Verhältnis war, schon die Gewalt der Jahre hat sie jetzt unlöslich für das Leben verflochten. Seit sechsundzwanzig Jahren leitet Goethe das Weimarer Theater. Da begehrt die Weimarer Gesellschaft ein Stück zu sehen, in dem ein berühmter dressierter Hund auftreten soll: Goethe verweigert es. Nach dem Hausstatut dürften Hunde »nicht einmal in den Zuschauerraum, geschweige denn auf die Bühne«. Aber eine Hofpartei, in deren Mitte des Herzogs Freundin, die Schauspielerin Jagemann, steht, treibt zum Bruch. Der Herzog bestimmt die Aufführung. Goethe geht nach Jena, der Herzog schickt ihm seine Entlassung nach. — Nach kurzer Zeit kommt es zu einer Art Aussöhnung, in heimlichem Herzen wird Goethe diese Kränkung viele Jahre nicht verwunden haben. — Die Mauer wächst. Seine Züge werden verschlossen und

herb, was ein Franzose aus ihnen liest, übersetzt Goethe ins Deutsche: »Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen.«

Aber kurz nach Christianes Tode sendet Alexander von Humboldt an Goethe ein naturwissenschaftliches Buch, und er dankt ihm:

»An Trauertagen
Gelangte mir dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne dich zum fröhlichen Geschäft!«

Dies ungeheure Geschäft läßt ihn nun keine Stunde mehr los. Mit einer neuen Energie wirft sich der Kulturminister auf seine Organisationsarbeiten: die Bibliothek in Jena, die Sammlungen, die Arzneischule, das chemische Institut, die Sternwarte, das alles erhält seine Teilnahme und Mitwirkung bis ins kleinste Detail. — Zugleich baut sich in seinem Hause (dem nun Ottilie, die allzu sprunghaft bewegte junge Frau, des allzu schwerbeweglichen, dumpfringenden Sohnes, nur dem Namen nach vorsteht) das engere Goethewerk mächtig aus. — Mit genauem Eifer geführte Wirtschaft schafft weiter die Grundlage. Weder das nicht sehr bedeutende Erbteil noch das inzwischen verdoppelte Ministergehalt ermöglichen die Durchführung dieses Lebensplans. Aber der literarische Erwerb wird weiterhin großzügig und genau organisiert, und während Goethe jetzt nachgerade alles, Dichtungen wie Briefe, diktiert, schreibt er die Verlagsabrechnungen immer noch mit eigener Hand! — So ist die Möglichkeit gegeben, das Goethe-Museum, die allseitigen Sammlungen, immer mächtiger auszudehnen. Seine Steinsammlung wuchs auf

18000 Stücke, ſeine Herbarien enthielten 12000 Pflan⸗
zen, die Kollektion ſeiner Kupferſtiche war ebenſo be⸗
deutend wie ſeine optiſche Sammlung, ſeine Medaillen,
Münzen und Gemmen ebenſo zahlreich wie ſeine zoo⸗
logiſchen Präparate. Und nichts in all dem blieb totes
Gut, bloßer Schaubeſitz. Alles war unmittelbares Ar⸗
beitsmaterial, diente der raſtlos nach allen Seiten
vordringenden Forſchung der heimlichen Goethe⸗
Akademie, die immer neue Mitglieder an ſich
heranzog. Seine Korreſpondenz begann durch ganz
Europa hin zu wachſen, immer zahlreicher wurden die
Beſucher aus allen Ländern in ſeinem Hauſe. Denn
jetzt iſt er wieder das Vorbild der Jugend geworden
und wird allgemach das Orakel der gebildeten Welt.

Wohl blieb dieſer unermüdliche Sammler und Ord⸗
ner der erfahrbaren Welt auch ein Dichter. In ganz un⸗
zähligen Reimſprüchen, ſpielenden und ſchweren, lyri⸗
ſchen und ironiſchen begann er ſeine Weisheit zu faſſen,
hundert kleine klirrende Münzen für den Alltag. Da⸗
zwiſchen aber lagen die ſchweren Goldbarren zeitloſen,
übervernünftigen Willens: orphiſche Urworte. — Ge⸗
fällige gelegentliche Reime entlockt man dem großen
Mann in Maſſen: Es kommt zu Liedern für den ver⸗
ehrlichen Frauenverein, »dem guten Zweck ein kleines
Lied zu weih'n«. Und in einem Stammbuch heißt es
einmal ganz kläglich:

»Die Muſe will ſich heut nicht finden laſſen.
Ich bitte, mir die Blätter frei zu laſſen.«

Aber dazwiſchen erſchallt aus einer Tiefe, von der er
ſelbſt bekennt, daß ſein Verſtand ſie nicht mehr deuten
könne, das Lied »Um Mitternacht«. —

Im ganzen aber tritt in dieſer Jahreswoche von 1815 bis 1822 der Dichter hinter dem großen Schriftſteller, dem Forſcher und Organiſator wieder weit zurück. Feſt und nah umgibt ihn die Fülle der zu bezwingenden Wirklichkeiten, ſcharf und ſchärfer ſchließt er ſich mit ſchwerlich bewußter Ironie in äußere Formen ein, die für unwichtige Dinge ihm Auseinanderſetzungen erſparen. Kurios feierlich klingt es:

> »Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürſten Nikolaus Alexandra, Kaiſerliche Hoheit, im Geleit unſerer gnädigſten Herrſchaften im Garten zu verehren, Großfürſtin Kaiſerliche Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.«

Aber ebenſo gut ergötzt er ſich an einem vagabundiſchen Gelehrten, der über Runenſchrift wohl Beſcheid weiß, im übrigen aber die Sauce aus dem Teller trinkt. Ihn ermuntert er, »ſich ja nicht zu genieren« und ſtellt ihn voll Behagen der Herzogin vor. — —

Zuweilen ſchien ihm wohl jeder Ausblick über die verſtändige Nähe hinweg verbaut durch die Maſſe der zu bewältigenden Einzelheiten:

> »Der Klang des Lebens wird immer wunderlicher. Man verbraucht ſeine Kräfte in der Nähe, und es bleibt zur Wirkung in der Ferne nichts mehr übrig.«

Aber doch glimmt das Feuer unter der Fläche fort. Um dieſe Zeit findet ſich das ſchönſte und gewaltigſte, ganz verſchollene Fragment ſeiner Jugend, der »Prometheus«, wieder, und nun muß der Alte jene unſagbar tiefe Szene wieder leſen, mit der der Jüngling die

Worte Liebe und Tod in ein Zeichen heiligſter Erſchütterung zuſammenzog:

»Da iſt ein Augenblick, der alles erfüllt,
alles, was wir geſehnt, geträumt, gehofft, gefürchtet.
... Wenn aus dem innerſt-tiefſten Grunde
du ganz erſchüttert alles fühlſt,
was Freud und Schmerzen jemals dir ergoſſen,
im Sturm dein Herz erſchwillt ...
Und du in immer eigenem Gefühl
umfaſſeſt eine Welt ...«

Etwa um die Zeit, wo er dieſes wieder lieſt, ſchreibt Goethe in einem Reim: »Wir ſchlafen ſämtlich auf Vulkanen.« Und eine Schachtel mit Mirabellen, die Marianne aus Frankfurt ſandte, geht zurück mit einem Medaillonbild Goethes, und auf das Rund des Kartons iſt ein Vers geſchrieben zum Geleit für das ernſte Geſichte:

»— — das im Weiten und im Fernen
nimmer will Entbehrung lernen.«

Ein neues Erbeben der hoch aufgemauerten Feſte kündet ſich an. Schön, ſcharf, rein ſchien die Welt geordnet.

»Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil.
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Teil.«

LETZTE JUGEND

Wie die Erscheinung Napoleons der neuen Goethe-schen Jugend von 1810, so geht der letzten Wiedergeburt Goethes die Erscheinung des Lord Byron voraus. Die ganze andere ihm verwehrte Möglichkeit des Daseins steht auch vor ihm in der funkelnden Gestalt dieses abenteuernden Lords, dieses Gentleman-Poeten, der nicht wie Goethe die gebannten Kräfte seines Lebens im Gedicht erlöst, sondern ein frei hinschweifendes Leben mit Versen begleitet. Keines Zeitgenossen Huldigung hat Goethe so tief entzückt wie die Lord Byrons, keines Zeitgenossen Weg hat er mit so ergriffenem Anteil verfolgt, wie den des britischen Fürsten. Und seinem Tode hat er einen Klagegesang gewidmet, den er in die Mitte seines mittelsten Werkes gestellt hat. Durch diese Euphorionszene ist später die ganze stockende Arbeit der »Faust«-Vollendung wieder in Fluß gekommen. Vom Atem Byronscher Leidenschaft angeweht war aber, nach Goethes eigenem Bekenntnis, schon die Form jenes Gedichtes, in dem die letzte und deshalb in manchem Sinne schwerste erotische Erschütterung seines Lebens münden sollte. — Im Sommer 1821 kommt Goethe nach Marienbad, und die Stimmung jener Sommer, die er 1810—1812 in den böhmischen Bädern verlebte, scheint wiederzukehren. Er fühlt sich in

Marienbad »heiter und wie ins Leben zurückkehrend«. Ihm iſt »ſo wohl als lange Zeit nicht«. Er trifft dort jene Frau von Levetzow wieder, die ihn vor bald zwei Jahrzehnten in Böhmen entzückt hatte. Sie hat zwei eben erwachſene Töchter bei ſich, und im zweiten und dritten Sommer wächſt aus des dreiundſiebzigjährigen Goethe väterlich entzücktem Getändel mit der älteren, Ulrike von Levetzow, eine Leidenſchaft furchtbarer Art heran. Einen Augenblick ſcheint das Unwahrſcheinlichſte zu geſchehen, etwas, was dem ganzen bisherigen Geſetz dieſes Lebens widerſpricht, Goethe läßt durch den Herzog in aller Form um die Hand Ulrikes anhalten. Er will ſie ehelichen — der Dichter ſeine Sehnſucht heiraten! Nicht daß ein Siebziger wirbt, iſt das Erſtaunliche, und daß es Goethe iſt, die Erklärung — daß Goethe um Beſitz einer leidenſchaftlich Begehrten wirbt, iſt das Unerhörte und daß es eines ſo Alten letzte Leidenſchaft iſt, gibt die Erklärung. Das Unmögliche bezeugt nur die übermächtige Stärke des Gefühls. Und doch fühlt er ſo bald das Unmögliche, das bis zuletzt Verwehrte des eigenen Schritts! Noch ehe eine Antwort da iſt — und ein eigentliches Nein iſt nie erfolgt! —, ſitzt Goethe wieder im Wagen und fährt davon! Und noch ehe er irgend ahnen kann, welch böſe Widerſtände, welch rohe Kränkungen ihm und ſeinem Plan daheim die wilde Selbſtſucht des Sohnes bereiten wird, noch ehe irgendein Äußeres beſtimmend eingreifen kann, bricht aus Goethe das wahrhaft furchtbare Gedicht der Entſagung hervor: die Marienbader Elegie. Man muß dieſes Gedicht des Prologs und des ſanften Epilogs entkleiden, mit dem er es ſpäter harmoniſch verſchönend umgeben hat,

man muß auch nicht bei jenen Strophen beſeligten Liebesglücks verweilen, die ganz für ſich mit Grund ſo berühmt wurden; man muß auf das Ziel blicken, dem über ſolche Strophen hinweg dieſes fieberhaft jagende Gedicht zuſtürzt, dann wird man zugeben, daß es nirgends bei Goethe, auch ganz gewiß im »Werther« nicht und nicht in den dunkelſten Partien des »Taſſo« und des »Fauſt«, ſo Furchtbares gibt, wie dieſes Gedicht. Nicht mehr winkt ihm, wie nach Chriſtianes Tod, ſein Lebenswerk Ermannung zu; das Gefühl des endgültigen Verzichts auf alles unmittelbar Beglückende überſchwemmt ihn mit einer ſo ungeheuren Bitterkeit, daß dem dreiundſiebzigjährigen, von einer Welt geehrten und einer Welt mächtigen Goethe ſchlechthin nichts übrig zu bleiben ſcheint: »Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren«. Keiner von allen Göttern ſcheint ihm geblieben: »Sie trennen mich und richten mich zugrunde«. Das iſt des Gedichtes letztes Wort. Reiner, ſchrecklicher iſt das Weſen der über alle Vernunft hinraſenden Leidenſchaft niemals in Goethes Leben wirkſam geworden. »Das Bitterſüße des Kelches habe ich bis auf die Neige getrunken und ausgeſchlürft.« Wieder hatte das innerſte Geſetz ſeiner Natur, das der Entſagung, das Flucht wollte, geſiegt, aber faſt hat es all ſeine Kraft dabei zerbrochen. Sein Körper, der nie »draußen« von ſeiner Seele iſt, antwortet alsbald mit ſchwerer Krankheit. Der Freund Zelter eilt aus Berlin herbei:

> »Was finde ich? Einen, der ausſieht, als hätte er die Lieb, aber die ganze Lieb mit aller Qual der Jugend im Leibe.« — —

Das feine kleine Fräulein von Levetzow, das liebe, von dieſem Ungeheuren verſchreckte Mädchen, hat



1823

freilich später gesagt: »Keine Liebschaft war es nicht.« — Nein, es war etwas mehr. Es war der letzte furchtbare Ausbruch eines Feuerberges, der, bebend bis ans Ende, nun doch seine letzte Form gewinnen sollte, der die heiße Erde ausgeworfen hatte, auf der seine letzten süßesten Früchte reifen konnten. — Wie tief Goethes innerste Natur durch diesen letzten Liebeskampf in allen heilig überverständigen Kräften aufgelockert ist, das zeigt das Gedicht, das, einer schönen polnischen Pianistin gewidmet, später der »Elegie« als Epilog zugeordnet wurde: es ist das einzige Gedicht, in dem ein musikalisches Erlebnis den Dichter Goethe unmittelbar schöpferisch gemacht hat. Der stärkste, vollste und umfassendste Begriff des Weltalls ist diesem großen Manne noch einmal in einem weiblichen Bilde faßbar geworden:

»Billige, was des Mannes Brust
ernst und zart beweget,
und mit heil'ger Liebeslust
dir entgegen träget.«

DER GREIS

Wie Goethe nach dieser letzten, ganz schweren Krise sich erhebt und sich wieder »zu fröhlichem Geschäft« ermannt — da erst ist in seiner Haltung jenes hohe Bild vollendet, das uns nun als »der alte Goethe« vor Augen steht, und das vor allen andern Eckermann durch die Aufzeichnung seiner Gespräche mit Goethe in uns gefestigt hat. Es ist üblich geworden, spöttisch und geringschätzig zu reden über diesen Treuesten, der 1823 nach Weimar kam und, von Goethe als nützliches Glied der Hausakademie festgehalten, nun Sekretär, Mitarbeiter, täglicher Gefährte des großen Alten wurde und (unter ganz vergeblichen kleinen Widerständen) schließlich mit Haut und Haar in dem riesigen Phänomen Goethe verschwand. Mir scheint solch Spott ungerecht und undankbar. Wir entbehrten ohne Eckermann eines Werkes, das für das Erleben Goethes wichtiger ist als der größere Teil seiner Dichtungen, und den Rang einer Eckermannschen Seele hat Goethe vollkommen mit dem Worte bestimmt: »Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.« — Durch Eckermann vor allem lebt uns nun die Gestalt des alten Goethe, der in dem kleinen, schmucklosen Hinterzimmer seines großen, reichen Hauses auf und nieder schreitet, die

Hände auf dem Rücken und diktierend. Er diktiert den wechſelnden Schreibern die Korreſpondenz nach allen Teilen der Erde, mit Menſchen aller Geſell- ſchaftskreiſe, Gelehrten aller Fakultäten, Künſtlern jeder Art. Diktiert Abhandlungen über Meteorologie — über Kunſt und Altertum, die immer gleich verehrten Griechen zu preiſen — über Shakespeare, deſſen beun- ruhigender Zauber noch immer kein Ende hat. Diktiert zwiſchen allem Dichtungen, in denen ſich letzte Kräfte ſammeln. Und an der Tür, die das Arbeitszimmer von der kleinen Schlafkammer trennt, hängt eine Tabelle, auf der in Jahresrubriken die Entwicklung von dreizehn Hauptfragen der europäiſchen Politik verfolgt wird.

In den Vorderräumen aber »empfängt« Goethe — meiſt in jenem ſchönen, langen, rechteckigen Raum, der als beherrſchendes Bild das Porträt des Freundes Zelter, vom alten Begas gemalt, enthält, und der von dem rieſigen Kopf der Juno Ludoviſi einen Ak- zent tempelhafter Würde erhält. Dort empfängt Goethe die Beſucher. Huldigend drängen ſich die Geiſter der ganzen Erde um ſeine Geſtalt. In Pompeji hat man eine Straße nach ihm genannt. In Frank- reich malt Delacroix Bilder zu ſeinem Fauſt, und Berlioz komponiert Fauſt-Muſik. Der ſtärkſte Lite- rat Englands, Thomas Carlyle, wird der begeiſterte Apoſtel ſeiner Schriften. Wirklich ſchwebt Goethe, wie er es in ſchönen Verſen gemalt hat, als »Genius über der Weltkugel«.

Sein äußeres Amt ſchläft dem Arbeitsgehalt nach allmählich ein, wird nur noch eine Form. Nach dem Tode des vieljährigen, beſten Mitarbeiters, des Staatsminiſters Voigt, iſt es vor allem der Kanzler

von Müller, der hier Goethes Werk aufnimmt. Und er ist zugleich die stärkste, geistig selbständigste Person des Goetheschen Hofstaats, der Hausakademie. Sonst sind da neben Eckermann immer noch Meyer und Riemer, der Bibliothekar Vulpius, der Architekt Coudray, der Literat Soret, der Arzt Vogel und einige andere im fest gefügten, selten wechselnden Kreise. Mit diesen Helfern organisiert Goethe seine Arbeit. Die große Gesamtausgabe der Werke wird vorbereitet, und das Redaktionsgeschäft (ähnlich wie bei den zahlreichen Briefwechseln, die nun erscheinen) bandweise unter die Mitarbeiter verteilt. Zugleich gipfelt hier Goethes ökonomisches Talent mit einer Höchstleistung: in einer rastlosen Korrespondenz mit allen Höfen Deutschlands wird (bei damaliger Rechtslage, eine ungeheure Schwierigkeit!) der Ertrag dieser Ausgabe für Goethes Erben im ganzen Reich vor Nachdrucken gesichert. — Und während Goethe so die letzte materielle und geistige Ausmünzung seines gesammelten Weltbesitzes vornimmt, sammelt er rastlos neuen Weltbesitz ein. Ein Geologenstreit in der Pariser Akademie beschäftigt ihn derartig, daß er die allerschütternde Julirevolution darüber beinahe nicht bemerkt. Und wenn der fünfzehnjährige Felix Mendelssohn in seinem Hause weilt, so läßt er sich von dem genialen Jungen die Musikliteratur in historischer Reihenfolge vorspielen. Und wenn der Knabe gehen will, protestiert er: »er müsse erst ordentlich anfangen, mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen« — der Einundachtzigjährige von dem Fünfzehnjährigen!

So arbeitend und lernend überwindet jetzt Goethe die Welt und vollbringt, was er nun als die Aufgabe seines und jedes Lebens kennzeichnet: »Das Problem in ein Postulat verwandeln.«

Um innerlich zu dieser ungeheuren Leistung gesammelt zu sein, braucht er freilich einen starken Schutz, eine sorgsamste Pflege aller Kräfte. In einem gewissen Sinne zieht Goethe jetzt erst die Mauer ganz hoch. Ein großer Teil des Lebens erstarrt für ihn in festen Formeln, deren Anwendung jede innere Mühe erspart. Ein nicht unerheblicher Teil seines Gesprächstons und vor allen Dingen seiner Korrespondenz erhält dies starre Gepräge. Am stärksten tritt das naturgemäß in seinen Beziehungen zur sogenannten »großen Welt« hervor. Wenn eine kleine Prinzessin ihm zum Geburtstag gratuliert, steht in Goethes Antwort, daß er »durch das gnädigste Handschreiben wie geblendet, bis jetzt noch keine schickliche Äußerung des Dankes habe finden können«. Aber auch den Gästen im eigenen Hause erscheint er zuweilen in unerbittlicher Förmlichkeit. Die Hofrätin Kestner, Lotte Buff von Wetzlar, Werthers Lotte, die nach mehr als 40 Jahren nach Weimar kommt, macht die neue Bekanntschaft eines alten, durchaus nicht sehr liebenswürdigen Herrn. Auch Franz Grillparzer fühlt sich durch Goethes Erscheinung am ersten Tage mehr erschreckt als beglückt; am zweiten aber findet er ihn anders. Irgend etwas in ihm muß Goethes menschliche Teilnahme wachgerufen haben, nun rühmt er, wie Goethe an seinem Tische die Menschen behandelt, »halb wie ein König, halb wie ein Vater«. Und der junge Mendelssohn gar spricht mit Entzücken:

»Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über ‚Hernani' und Lamartines Elegien urteilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen.« Aber es sind nicht viele — es sind am ehesten noch die in der Umgebung des Alten nie lange fehlenden hübschen, jungen Mädchen! — denen Goethe in so offener, heiter spendender Art entgegentritt.

Ein letzter leichter dünner Duft halbgroßväterlicher Erotik umspielt wie späte Rosen diese letzte Goethesche Zeit:

> »Und doch bleibt was Liebes immer,
> so im Reden wie im Denken,
> wie wir schöne Frauenzimmer
> mehr als garstige beschenken.«

Zuweilen klingt es als sei das Rokoko wiedergekommen, gefühl-spielende Zeit vor dem Ich:

> Zunächst der Wiese
> liegt ein Garten,
> da warten
> hübsche Kinder auf mich.

Aber so mag im Landschafts bild Morgendämmerung und Abendrot zuweilen ununterscheidbar sein — wer mit lebendem Gefühl in der Landschaft steht, fühlt den ungeheuren Unterschied mit allen Nerven: die Kühle des noch leeren Tages ist eine unendlich andere, als die, in der sich die große Mittagsglut langsam löst — — — »aber die Kraft besteht bis zum Mittelpunkte der Erde dem Boden angebannt —«

Zuweilen geht noch solch ein Gruß zu der fernen Marianne. Aber auch das zierliche Spiel mit den vielen

»Töchterchen«, die ein und aus gehen, dauert bis zur letzten Stunde. —

Die meisten anderen Menschen behandelt Goethe planvoll im Sinne seiner inneren Ökonomie, lediglich nach der Ertragsmöglichkeit, die sie für seine Weiterbildung besitzen. Ein Mann kommt zu ihm, der ist humoristischer Schriftsteller. Aber das interessiert Goethe nicht. Wohl aber interessiert sich der alte Organisator der Feuerlöschordnung für die Brandversicherungsordnung in der Heimat des Besuchers. So inquiriert er ihn denn und formuliert auf die Bemerkung, es mache einen Unterschied, ob der Ort nur teilweise oder ganz abbrenne, den grotesk-neronischen Satz: »Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.« So harmlos-komisch, wie jene Formalitäten (die der Mann gerade brauchte, weil er der Welt im letzten Grunde stets f r e m d, ausgeschlossen, unbeholfen gegenüber blieb — gebannt in sein Reich, das nicht von dieser Welt war!) — so unschädlich-grotesk wie diese rigorose Nichtachtung privater Ansprüche — so folgenlos war freilich die Wirkung Goethescher Abgeschlossenheit, das harte Walten seiner Seelenökonomie nicht immer. Es ist bekannt, wie er sich in dieser großen Alterszeit auch den bedeutendsten Äußerungen des Geistes verschlossen hat, wenn sie Verwirrung, Aufruhr, unerwünschten Kraftverbrauch in seine Welt zu tragen drohten. Er nahm davon die eigenen Schöpfungen keineswegs aus. Als ihm einer das Ansinnen stellte, doch das Revolutionsdrama »Die natürliche Tochter« fortzusetzen, rief er fast entrüstet: »Wie wollte ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder ins Gedächtnis rufen!«

Und es ist bekannt, wie problematisch aus diesem Grunde Goethes Verhältnis gerade zu den genialsten Künstlern geworden ist, die jene starke deutsche Generation hervorbrachte: zu Kleist, zu Caspar David Friedrich, zu Beethoven. Es ist ganz falsch zu sagen, daß Goethe sie »nicht verstanden« hat; er hat sie nur zu wohl verstanden! — In seinen ablehnenden Worten noch steckt mehr Wesenserkenntnis dieser Männer als in den Lobeserhebungen der meisten Zeitgenossen. Aber er wollte seine Kreise nicht mehr von dem Geist nordischer Leidenschaft stören lassen, der dort entfesselt wurde. Der kecke Knabe Mendelssohn darf es wagen: Er ruht nicht und spielt dem sich sträubenden Alten Beethovens C-Moll-Symphonie vor. Da ruft der, mehr entsetzt als begeistert, aber eben doch bis in den Grund erschüttert aus: »Das ist sehr groß. Ganz toll. Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein!«

Wenn aber Goethe solchen Genialitäten mit einem Lieblingswort sein »Konstatiere ich nicht!« entgegensetzt, so kann nur ein sehr schlechter Psychologe daraus folgern, daß das gefährliche, formenschmelzende Feuer in ihm erloschen ist. Er scheut den Anruf nur, weil er weiß, daß die Dämonen in ihm schlummern — jetzt wie je. Zuweilen blicken sie aus dem Kerker hervor. Es ist von Musik die Rede, und Goethe erklärt, er liebe die rauschende, denn »der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht hat«. Und aus dem Vulkan, auf dem sein großartig geordnetes Leben schläft, schießt an einem Tage seines achtzigsten Jahres solche Feuergarbe von Wort empor: »Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge



1826

es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten!« — Wohl wird im Sinne planvoller Lebensordnung in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«, die sich jetzt vollenden, »Ehrfurcht« als die erste, grundlegende Kraft aller Kultur gerühmt. Aber daß alle Kultur nur gedeiht auf einem Naturgrunde, der in immer neuen Erschütterungen alles Bestehende in Frage stellt, das tritt ins rechte mephistophelische Licht, wenn Boisseré uns erzählt, an manchen Abenden sei bei Goethe so unerhört über alle und alles gelästert worden, daß er schließlich protestiert habe: man käme sich ja wie auf dem Blocksberg vor. Und Goethes Antwort war: »Ei nun, wir kommen nicht herunter. So lange wir die Welt noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir auf diesen sauberen Gesprächen verweilen.« Daß Mephisto »des Chaos wunderlicher Sohn« im Grunde nicht minder von den aufrührerischen Kräften in Goethes Herzen genährt ist als Faust selber, das wird immer deutlicher. In Szenen des zweiten »Faust«, die jetzt langsam, stückweis entstehen, ist Mephisto häufig ganz unmittelbar und vielmehr als der Titelheld Goethes Sprecher. Und wenn in seiner Maske Goethe mit wahrlich nicht verständnislosem Spott den Gottähnlichkeitsrausch der nachstürmenden Jugend belächelt, so ist in dieser Situation das Gefühl von der bloßen Relativität aller Einzeldinge so scharf bewußt und deshalb Mephisto so ganz Goethe, daß er dem Bakkalaureus, in dem Dialekt, der Goethen durch 50 Weimarer Jahre nicht verließ, gut frankfurterisch zurufen kann:

»Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
es gibt zuletzt doch noch e Wein!«

So hören die Pendelſchwingungen dieſer unendlich lebenden Seele, ſo hört der weltüberwindende Kampf dieſes Geiſtes auch in dieſer letzten, feſteſten Daſeinsform noch nicht auf. Und was man auch als die eigentliche Farbe dieſes letzten Goetheſchen Jahrzehnts nennen mag — Glück, Harmonie, ungetrübtes Wohlſein — das jedenfalls iſt es nicht. Wohl geht an die 84jährige Frau von Stein nun ein Geburtstagsgruß, in dem es heißt:

»Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeſchloſſen Lebender durch ſo viele Zeiten ſich erhalten zu ſehen, iſt das allerſchönſte, was dem Menſchen gewährt ſein kann. Und ſo fort und fort.«

»Und ſo fort« — die Formel, die der Beginn des Weimarer Lebens Goethe gab, klingt noch immer. Aber iſt die Kraft, die die ungeheure Kontinuität dieſes Lebens geſichert hat, eine im gewöhnlichen Sinne glückbringende geweſen? Klingt aus dieſen Zeilen an die uralt gewordene Führerin von Goethes erſten Weimarer Jahren nicht in Moll die gleiche Melodie, die in Dur vernehmlich wird, wenn es aus Goethes Munde kommt:

»Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine 4 Wochen eigentlich Behagen hatte. Es iſt das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte.«

Nein, es iſt nicht viel »Behagen« um den Greis. Vielleicht hat er überhaupt keine andere unproblematiſche Freude, als das Spiel mit den Enkelkindern, von denen jetzt drei heranwachſen. Ein reines Glück

des Greiſes, der ſchon als Jüngling nichts Lieberes kannte, als das Spiel mit Kindern, in denen es noch die ganze Reinheit der unzerteilten Natur zu genießen gibt. — Seine Schwiegertochter Ottilie aber gibt eine Zeitſchrift heraus, die ſie »Das Chaos« nennt, und ſpiegelt damit, mehr als ſie es weiß, den Zuſtand ihrer ewig unfeſten Seele, und mit reſigniertem Lächeln ſpendet der Greis, deſſen Lebensarbeit es geweſen iſt, das Chaos der eigenen Seele zu überwinden, Beiträge in das chaotiſche Blättchen dieſer Schwiegertochter, die ſeine Hausfrau ſein ſollte. — Jenſeits des Lächelns aber liegt die Bahn des einzigen Sohnes, die ſich immer düſterer geſtaltet, weil eine bedeutende Lebenskraft vom ungeheuren Vorbild des Vaters den Weg zur eigenen Form geſperrt fühlt und in der Enge des Weimarer Lebens dumpf und wüſt wird. In den Verſen, die Auguſt von Goethe heimlich ſchrieb, findet ſich, ſo ſchlecht ſie ſind, eine Stelle, die doch mit reſtloſer Wahrheit ſein tragiſches Geſchick ausſpricht:

»Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie ſonſt geleitet ſein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Feſſel mich befrein.«

— — — — — — — — — — — — — — — — —

»Lange leben heißt vieles überleben.« Der Natur gemäß wird es für Goethe, deſſen Haus keine rechte Wärme beſitzt, auch draußen immer einſamer und kälter. 1827 ſtirbt Frau von Stein, 1828 Karl Auguſt. Das Verhältnis des Herzogs zu ſeinem großen Gefährten hatte gerade zuletzt wieder herzlichere Formen

gewonnen. Aber auch abgesehen davon — welche Erschütterung mußte es sein, nun den jüngeren Mann dahingehen zu sehen, von dessen Leben, zu Gutem und Bösem, mehr als ein halbes Jahrhundert lang, die eigene Bahn mitbestimmt worden war! Und dies wird Goethes letzte Flucht. Während sie die Totenfeier des Großherzogs rüsten, flieht er noch einmal, geht ein paar schöne Monate auf das Schloß Dornburg. Und nun ist diese Seele so reif und schwer in allen Zellen geworden, so aufgelockert für das Schicksal, daß die Kraft, zum Zentrum vorzustoßen, nicht mehr dem erotischen Erlebnis vorbehalten bleibt. In diesen Dornburger Monaten, die die Abschieds-erschütterung von dem entscheidenden Lebenskameraden in wirksame Gestalt umsetzen sollen, blüht noch einmal Goethes Lyrik ganz groß auf:

»Es spricht sich aus der stumme Schmerz,
Der Äther klärt sich blau und bläuer.
Da schwebt sie ja, die goldne Leier,
Komm, alte Freundin, komm ans Herz!«

Vier Gedichte ersten Ranges entstehen, darunter jenes höchste, das mir in der ganzen deutschen Sprache nicht seinesgleichen zu haben scheint: Der Bräutigam — dessen Braut nicht mehr ein weibliches Einzelwesen ist, sondern die Welt vielleicht, und dessen Brautbett, in dem ganz Musik gewordenen Klängen dieser Worte auftauchend, vielleicht das Grab ist. Ein Tageslauf wird gedichtet, und ein Lebenslauf wird gefühlt, so ganz ist alles Vergängliche zum Gleichnis geworden! Und am Ende ertönt es:

»Wie es auch sei, das Leben, — es ist gut.«

Hier ist endlich Gestalt geworden, jene innerste Güte des Goetheschen Wesens, die, seinem reinen Weltgefühl entströmend, in allen Epochen seines Lebens so erschütternd zarte Menschlichkeit in Worten und Werken gezeitigt hat. Durch all seine Formen ist immer wieder dies tiefe Wohlwollen gebrochen. Nun hat diese innere Güte rückstrahlend die Welt verwandelt. Die Seele zeugt für die Welt. Vor ihrer Macht zählt kein Leiden. Die Welt ist gut.

Zwei Jahre später empfängt Goethe, hoch aufgerichtet, des Schicksals letzten Streich: August hat sich nun wirklich am Rande des Abgrunds befreit und ist hineingestürzt. Viel zu spät hat sich der Vierzigjährige endlich von Weimar losgemacht und ist nach Italien gegangen. Was für Wege er da gewandelt ist, bleibt dunkel. Aber sie haben zum Tode geführt. Der Hannoversche Gesandte Kestner, Lottes Sohn, meldet Goethe, daß sein Sohn gestorben sei. Begraben an jener Pyramide des Cestius, die Goethe in einer seiner letzten italischen Nächte vor 42 Jahren selbst gezeichnet hat, mit dem eigenen Grabmal dazu. — Dies letzte Mal flieht Goethe nicht — er schlägt zurück: Nun ist dem Greis, als sei ihm mit scharfem Schnitt das Letzte abgetrennt, was ihn nach der Art glückhaften Besitzes der Welt verbindet. Nun erst wagt er ein Letztes: die Geschichte der eigenen Jugend, vor zwei Jahrzehnten begonnen, stockt seit Jahren vor dem Kapitel »Lilli«. Aber nun — als hätte er erst jetzt nichts mehr zu verlieren — wirft er der Welt dies höchste, schmerzlich geliebteste Pfand zurück, das sie ihm gegeben hat. Unmittelbar nach der Nachricht von des Sohnes Tod diktiert Goethe dies letzte

Buch von »Dichtung und Wahrheit«, das ganz anders als alle früheren unruhevoll und zerrissen einherfährt, hineinspringt in Abgründe von Qual, sich plötzlich wieder entrafft und verhallt wie ein Schrei. Nun erst, nach mehr als einem halben Jahrhundert, scheint auch Lilli überwunden. — Und erst nach dieser gefährlichsten Anspannung, dieser am längsten gesparten Rache an der Welt, weicht die Kraft, und Goethes Körper bestätigt ein letztes Mal die Erschütterung der Seele mit einer schweren Krankheit.

Aber noch einmal erhebt er sich — »über Gräber vorwärts!« — und nun mit dem deutlichen Gefühl, daß es gilt, das Letzte zu ordnen, das Haus seines Geistes zu bestellen. Als Gefäß dieser letzten Botschaft erscheint ihm der »Faust«. Jenes Gedicht, das in der ersten Jugend begonnen, mit jahrzehntelangen Pausen von sehr verschiedenen Epochen gefördert worden war, es soll nun einen Abschluß erhalten, der dem letzten Schluß der Goetheschen Lebensweisheit entspricht. Und da geschieht eine wunderbare Harmonie zwischen dem unbewußten Walten und dem bewußten Wirken dieser Natur! Thema ist, dem Faust, in der äußersten Spannung der endenden Kräfte, eine Überschätzung seines letzten großen Werkes zu leihen, die ihn fast im Genuß eines Augenblickes »verweilen«, fast dem Teufel verfallen läßt. Doch wiegt dieser allzu sterbliche Augenblick nicht, er ist nur irdisch-notwendiges Phänomen, wenn eine unendlich strebende Kraft, an der Grenze ihrer Körperlichkeit angelangt, sich zur höheren Sphäre erhebt. Faust kann erlöst werden. — Und indem Goethe dies Thema gestaltet, geschieht es an ihm!

Er, der sein Lebtag sein Wirken nur stellvertretend genommen hatte — Schüsseln oder Töpfe! — er hat zum erstenmal ein »Hauptgeschäft« — ein Werk, das nicht als Station des Weiterschreitens, das an sich letzte Bedeutung zu haben scheint. Ein einzelnes rückt in den Weltmittelpunkt: »Das Hauptgeschäft fortgesetzt«, »das Hauptgeschäft gefördert«, »Anregungen zum Hauptgeschäft«, so heißt es im Tagebuch. Auch er — ein einzig Mal von »Sorge« geblendet! Und als der zweite Faust nun mit dem endenden Jahre 1831 vollendet ist, als das Werk (erst nach dem Tode zu veröffentlichen) versiegelt daliegt, da heißt es ganz im Tone des alten Faust, den »das Geklirr der Spaten ergötzt«: »Mein ferneres Leben darf ich nun als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich auch tue.« — So zahlt Goethe zuletzt der körperlichen Begrenztheit aller Menschennatur seinen Tribut. Die letzte Ausprägung seines Lebensgehalts, der da hieß: rastlose Bewegung von Gleichnis zu Gleichnis, sie gelingt nur durch eine Kraftanspannung, die das Gleichnishafte auch dieses Werkes vergessen macht, die es wie einen Selbstwert fühlen ließ.

Und doch ward dieses Werk auch seines Dichters Erlösung. Das schuldhaftende Geflecht des Lebens zwei Menschenalter schmerzend empfunden — es löst sich auf. Ganz spät erklingt nun, was früh erklang, aber das Wort hat sich gewandelt:

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück.

Dies ſpricht — aus dem irdiſchen Kreis, in dem ſich die Strahlen der Liebesgöttin brechen — »Una poenitentium.« So hat der Schreiber hingeſetzt; der Greis aber tritt hinzu und ſchreibt mit eigener Hand daneben: »ſonſt Gretchen genannt.« Der eigenen Jugend Dichten kehrt als erſchütterndes Erlebnis wieder — der Kreis iſt geſchloſſen.

Aber raſtlos erfüllt Goethe ſeinen Kreis mit Wirkſamkeit bis zum letzten Tag. Im Grunde wird gar nichts »einerlei«. Wenn er im Stammbuch des Enkelſohnes einen romantiſchen Vers Jean Pauls findet von den zweieinhalb Sekunden, die das Menſchenleben bilden, ſo ſchreibt »der Großvater« darunter:

»Ihrer ſechzig hat die Stunde,
über tauſend hat der Tag.
Söhnchen! werde dir die Kunde,
was man alles leiſten mag.«

Goethe entwirft eine »Inſtruktion für die Beobachter bei den Großherzoglichen meteorologiſchen Anſtalten«. Am 20. Februar 1832 gibt er einen Aufſatz in Druck, der ſein Bekenntnis zur Entwicklungslehre mit letzter Klarheit faßt. Und zuletzt liegt auf ſeinem Schreibtiſch ein Inſtrument zur Meſſung der Länge des Blitzes. — Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis; aber Gleichniſſe von ſo viel bedeutender Kraft formt nur das Leben der Auserwählten.

Und dann beginnt ein Frühling, den Goethe nicht mehr überleben ſoll. Am 22. März 1832 blickt er noch einmal durch die Scheiben ſeines Gartenfenſters, fragt nach dem Datum und ſpricht: »Alſo hat der Frühling begonnen.« Wie man ihm zu trinken reicht,



1832

meldet ſich noch einmal die meſſende, ſparende, bauende Kraft ſeiner Natur: »Es iſt doch nicht zu viel Wein im Glaſe?« Aber dann langt er noch einmal hinaus nach den Elementen, nach dem Element ſeines liebſten Sinnes: »Macht doch die Fenſterladen in der Stube auf, daß mehr Licht hineinkommt!« Zuletzt ſitzt er im Stuhl, und Ottilie hält ſeine Hand. Da iſt das letzte Wort, das von ſeinen Lippen vernehmlich wird: »Komm, mein Töchterchen, ſetze dich ganz nahe und gib mir ein Pfötchen.« — Dann ſtirbt er, wie es in der Todesanzeige heißt: »Geiſteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauch.«

ZUM AUSGANG

Dies iſt das Leben Goethes. Nicht ſtiliſiert ins Dämoniſch-Wunderbare, noch ins Olympiſch-Klare, vielmehr in den Grundzügen nur, aber getreu nachgezeichnet: ein nie endender Kampf der beiden Elemente, die wie Licht und Dunkel, Feuer und Waſſer, Chaos und Ordnung, Natur und Kultur, die Welt bilden. Immer ſind beide da, wechſelnd treten ſie die Herrſchaft an in dieſem Leben: Nach dem Erwachen der Goetheſchen Natur kommt die Zeit ungeheurer Entfaltung. Eine nicht minder gewaltige der Beſchränkung folgt. Eine Erlöſung wird not und geſchieht in Italien, und eine neue, lange und ſchwere Bindung iſt die Folge. Eine zweite Jugend führt zu tiefer Lockerung, und eine Epoche ingrimmiger Befeſtigung tritt das Erbe an. Eine furchtbare Erſchütterung wirft in Marienbad noch einmal alle Mauern ein, und eine gemeſſene Vergleichung, feſter Bau auf immer noch ſchwankendem Grunde, macht den Beſchluß. — Wenn dieſes Leben größer als irgendein anderes, das wir kennen, in der Herausarbeitung jedes Lebensalters war, wenn hier nacheinander gleich vorbildlich der Jüngling, der Mann und der Greis erſchienen iſt, ſo gelang dies deshalb, weil in keiner Epoche in Goethe das

Radikale »so und nicht anders sein« herrschte, weil bändigende, messende Kräfte schon im Titanenrausch des Jünglings, jugendlich glühende Wildheiten noch im Leben des Mannes und des Greises wirksam waren. Die höchste erfahrbare Wirklichkeit hat nie die kahle Reinheit eines Begriffs, sie ist immer ein in verschiedener Art polar geordnetes, aber aus allen Wirklichkeiten gemischtes Leben. Diese Allseitigkeit Goethes hat mit keinem Ding so wenig zu tun, wie mit der Mittelmäßigkeit des parteilosen Philisters, der sich nur zu gern auf sie bezieht. Ein tiefsinnigstes Wort von Moritz Heimann lautet: »Die Wahrheit liegt allerdings zwischen den Extremen, aber nicht in der Mitte.« Die ungemeine Wahrheit Goethes ist allerdings stets zwischen den Extremen – aber nie auf dem goldenen Mittelweg des Philisters zu finden. Er wußte von allem, daß es nur Gleichnis sei und tat alles dennoch und eben deshalb mit äußerster Kraft. Er wußte, daß es die Bestimmung jedes Weges ist, rechtzeitig umzukehren, und er ging doch jeden mit äußerster Energie. Nach den faulen Sicherheiten des Spießbürgers, nach dem gemeinen Behagen hat sein in jeder Sekunde vom Gefühl einer Sendung durchzittertes Leben nie gespäht. »Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick.« (Herrlich zweiseitig, wie alle große Äußerungen Goethes, lenkt das Wort den Blick ebenso auf die letzte Würde der ruhenden Existenz an sich, wie auf die Notwendigkeit des rastlosen Gebrauchs dieser Existenz – »Dasein« und »Pflicht« sind beide betont!) Aber auch nicht nach jenen Philistereien des Intellekts, die das Arbeitsleben bequem machen, blickt Goethe um – nach radikalen Dogmen,

diesen Schlummerkissen des Geistes. »Alle deine Ideale« — so ruft er Lavater zu — »sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur.« Die Natur, die er da meint, er hat sie beschrieben in einer berühmten Hymne; er hat sie geschildert, es ist seine Natur, von der es heißt:

> »Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig, sie ist weise und still.«

Diese allumfassende Natur hält ihn ganz fern von jeder Askese; sie ist die große Mutter aller Sinnlichkeiten —

> »Freude hast an deiner Frau und Hunden
> Als noch keiner in Elysium gefunden.«

Kein dürrer Verstand darf dies Leben verdünnen wollen; »dumpf« ist Goethe ein heiliges Wort. Die Sinne sind sein Orakel! Aber die Natur hält ihn doch auch ganz fern von allen laschen Triebseligkeiten. Denn ihr eingeborener Sohn, ihre menschgewordene Form ist der Geist, der als bewußte Naturkraft dies Leben formt, baut, modelt, und auf hundert Dinge verzichten heißt, um eines zu erreichen. Dieser Geist, der als mächtige Naturkraft uns eben über die Tiernatur erhebt, dieser Menschengeist ist es, von dem Goethe spricht in jenem letzten großen Brief, den er fünf Tage vor seinem Tode an Wilhelm von Humboldt, diesen würdigsten Vertreter seiner deutschen Hörerschaft sandte:

»Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren... Die Organe des Menschen durch Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Fördernis und Widerstand und immer wieder Nachdenken verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt.«

In Goethe hat sich diese Einheit verkörpert, die die Welt in Erstaunen setzte. — Wie schrieb Klinger zwei Menschenalter, bevor dieser Brief abgesandt war? »Die Menschen werden staunen, daß je solch ein Mensch war.«

Wenn es möglich wäre, diese erstaunliche Einheit nachfühlend zu erleben und dies Erlebnis als Macht in uns zu begründen — unser Dasein müßte gewaltige Förderungen empfangen. Und viele kraftraubende Sensationen des Geistes könnten unserem kulturellen Leben erspart werden. Vielleicht würde sich gar ergeben, daß das wahre Wirksamwerden des Goetheschen Lebens, das noch ausstehende Fruchtbarwerden dieser ungeheuren Leistung in der Menschheitsgeschichte etwas bedeuten könnte, wie den eigentlichen Aufgang, den schöpferischen Anfang des Abendlandes! Denn wann hat seit den Tagen der Griechen das Abendland eine Kultur besessen, die wirklich bodenständig als Bejahung der vorhandenen Lebenskräfte aufgebaut war? Goethe hat seinen Bau von jeder östlichen Schwärmerei ins Grenzenlose, von jeder Voraussetzung der übersinnlich-christlichen Dogmatik

freigehalten. Als die geliebte, nie gesehene Freundin schmerzlich schöner Jugendtage, Auguste von Stollberg, Gräfin Bernstorff, nach einem halben Jahrhundert ihn in einem sehr rührenden Briefe zum Christentum rufen will, da antwortet ihr Goethe in dem vielleicht zartesten, schönsten Briefe seines Lebens. Aber vom Neuen Testament nimmt er in seiner Antwort nur den Satz: »Wirken wir also immer fort, so lange es Tag für uns ist.« — »Das Drüben soll mich wenig kümmern.« — Immer ist ihm, wie seinem alten Meister von Ephesus, der Gott »so im Gehirn« minder glaublich erschienen als »das Wesen, daran wir die Breite der Gottheit lesen.« — »Gestaltend« wollte er diesen Gott ergründen, «wie und wo er sich offenbare«. Goethes Lebenswerk hat gewiß die ganze ungeheure Steigerung des Gefühls für den Wert der eigenen und der fremden Seele mit verarbeitet, die zwei Jahrtausende Christentum den Europäern gebracht haben. Ziel aber ist und bleibt ihm nicht eine Erlösung von dieser Leidenswelt, sondern über alle Leiden hinaus der Punkt, wo es klingt:

»Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehen,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön.«

In der Gesamtheit höchst vergänglicher Gleichnisse wird dennoch das Ewige Ereignis: »Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.«

So ist eine große neue, noch ganz unausgeschöpfte abendländische Weisheit da, die nicht Resultat des Lebens, sondern das Leben in seiner Bewegung selber ist. »Beim Leben kommt es aufs Leben an

und nicht auf die Reſultate des Lebens.« Dennoch iſt dies Leben wiederum nicht edel ſchweifender Müßiggang, es arbeitet, es zeitigt reſtlos dieſe Reſultate — es iſt »geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.« — Die Einheit von Leben und Weisheit kann und braucht uns auf keiner Schule als neue Heilsbotſchaft gelehrt zu werden. Aber ſie iſt da, ſie iſt erfahrbar, erlebbar für jeden, der es vermag, den Mythos des Goetheſchen Lebens mit dem Ohr ſeines Herzens zu erlauſchen, die Geſtalt Goethes mit dem Auge ſeines Geiſtes zu ſehen.

Es war noch an einem früheren Punkte ſeiner Bahn, im Beginn ſeiner Weimarer Zeit, da ſchrieb Goethe das Wort: »Möge die Idee des Reinen, die ſich bis auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.«

Wir haben von Goethe gelernt, das Wort der Reinheit, nicht im Geſellſchaftsſinne einer Moral, ſondern im Naturſinn eines Geſetzes zu vernehmen. Dieſe Reinheit iſt die Fähigkeit, die Natur weder durch Vorwitz oder Vorurteil um ihre ſinnliche Schwere, noch durch Trägheit oder Feigheit um ihren geiſtigen Auftrieb betrügen zu laſſen. — Dieſe allſeitig vollkommene Natürlichkeit, dieſe Idee der Reinheit iſt im Laufe von 82 Lebensjahren ſo licht in Goethe geworden, das ſeine Geſialt zu uns ſpricht mit der göttlichen Kraft einer neuen Botſchaft:

»Siehe da der Menſch!«

ZU DEN BILDERN

1765 Dies von Teutenberg neugefundene Bild iſt in ſeiner Echtheit als Goetheporträt noch umſtritten. Doch ſpricht recht viel dafür. Fritz Stahl ſetzt es übrigens nach der Leipziger Zeit, auf 1769, an – er erklärt das, was große Jugend ſcheint, als Leiden.

1774 Im Sommer von Schmoll gezeichnet und radiert. Die Bezeichnung »Lavater del« iſt von einem ſpäteren Beſitzer fälſchlich zugeſetzt.

1780 Eine der damals von M. G. Klauer in größerer Zahl gefertigten Goethe-Büſten.

1787 Die Maske dieſes Bildes ſoll auf eine ſpäter von Donndorf überarbeitete Studie Trippels zurückgehen. Sie hat jedenfalls den »anſchauenden« Ausdruck der italiſchen Zeit in beſonders ſtarker Weiſe.

1800 Kreidezeichnung von Friedrich Bury in Weimar.

1810 Ölgemälde von Gerhard von Kügelgen in Dresden.

1817 Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann in Weimar.

1823 Die entſcheidende Arbeit des Malers Heinrich Kolbe an dieſem in mannigfachen Variationen exiſtierenden Bilde fällt in die Zeit unmittelbar vor der Marienbader Elegie.

1826 Von Ludwig Sebbers auf eine Porzellantaſſe in zwanzig Sitzungen gearbeitet.

1832 Von K. A. Schwerdgeburth in Weimar Dezember 1831 begonnen, im Januar 1832 beendet.

Die Goethe-Bildniſſe aus den Jahren 1774, 1780, 1787, 1800, 1810, 1817, 1823, 1832 mit Erlaubnis des Goethe-National-Muſeums zu Weimar veröffentlicht.

DRUCKFEHLERVERZEICHNIS

Seite 36 unten, muß es heißen:

»in dein Herz zu ſammeln miteinander«

Seite 46, ſechs Zeilen von unten:

»ſo heißt es bald in ſeinem Tagebuch«

Seite 80:

»Dichtung und Wahrheit«

INHALTSVERZEICHNIS